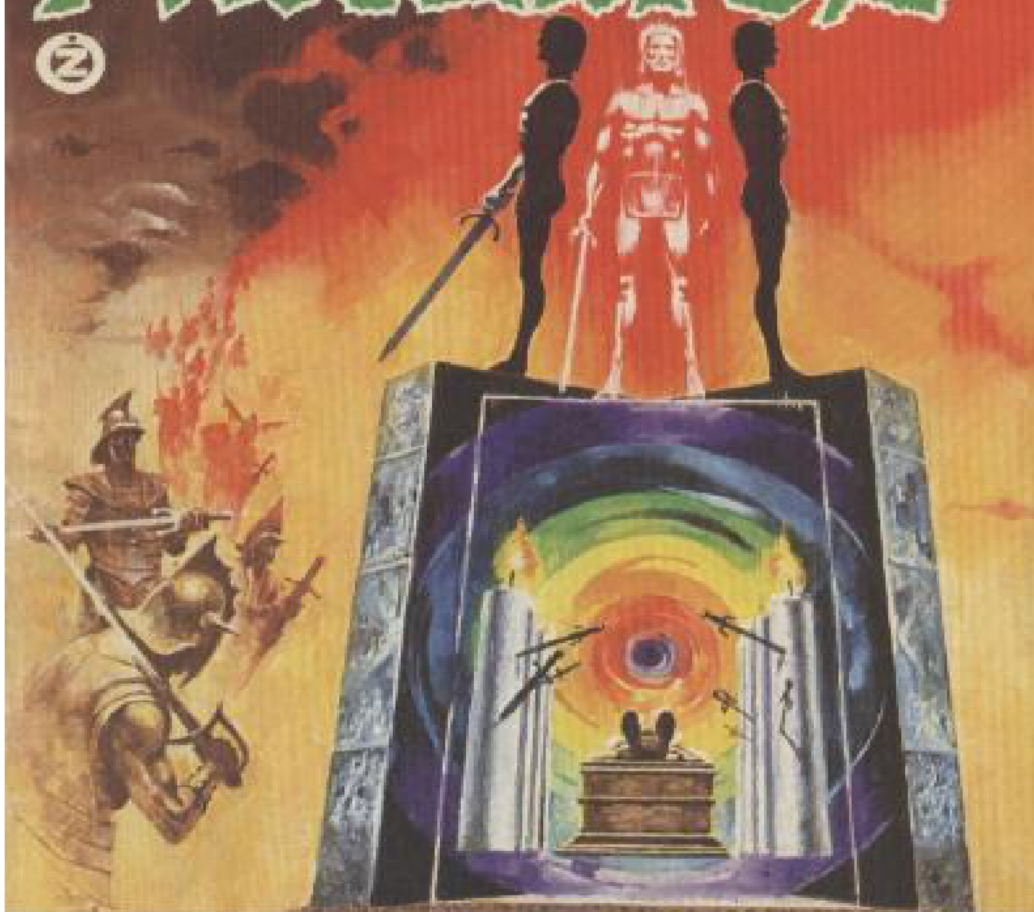
DAN SHOCKER's Macabros



Nr. 114

DM 1.60

Printed in Germany

Kaphoons GRAB



Nr. 114

Kaphoons Grab

(Gefangener in zwei Welten 14)

Was zuletzt geschah:

Björn Hellmark wurde durch eine magische Zeitverschiebung von seinen Freunden getrennt. Wie sie befindet er sich noch in der Vergangenheit des Urkontinents Xantilon.

Die Fliegende Stadt Gigantopolis befindet sich in seinem Besitz, nachdem er einige Geheimnisse über sie klären konnte.

Während er versucht, Carminias und seiner Freunde Schicksal zu klären, spielen sich in seiner Eigenzeit ebenfalls einige merkwürdige Dinge ab, die mit der Privatdetektivin Pamela Kilian in Zusammenhang stehen, die Alan Kennen, ein Vertrauter Hellmarks und Bewohner der unsichtbaren Insel Marlos, unter seine Fittiche genommen hat…

Er stand an der Straßenkreuzung und beobachtete den vorbeifließenden Verkehr.

Marvin Cooner traf die Erkenntnis ganz plötzlich. Was würde wohl geschehen, wenn zwei oder drei Personen, die ihm ahnungslos entgegenkamen, etwas tun würden, was gegen Ihren Willen passierte?

Wie würden sie es aufnehmen?

Manchmal gingen ihm derartige verrückte Gedanken durch den Kopf. Andere Menschen zu beeinflussen, zu steuern wie Roboter. Nicht durch irgendwelche technische Kniffe, sondern allein durch die Macht des Geistes.

»Du kannst es, wenn du es wirklich willst«, sagte da die Stimme.

Cooner fuhr zusammen und wandte den Kopf.

Er starrte auf den Mann, der neben ihm stand und – wie er – auf das Umspringen der Ampel von Rot auf Grün wartete.

»Wie bitte?« sprach er den Fremden an. »Was haben Sie eben gesagt?«

Der Alte sah ihn verdutzt an. »Gesagt? Ich habe kein Wort gesprochen…«

Marvin Cooner ließ sich die Überraschung nicht anmerken.

»Er hat wirklich nicht gesprochen«, meldete sich die Stimme erneut. »Ich war es…«

»Wer bist du?« Cooner bewegte die Lippen, und die Worte kamen halblaut aus seinem Mund.

Nun war es an dem Fremden, der an seiner Seite stand, erstaunt zu sein.

»Stimmt etwas nicht mit Ihnen, Mister?« sprach ihn dieser an. »Wie kommen Sie dazu, mich einfach zu duzen?«

»Ich habe Sie nicht angesprochen!« reagierte Cooner aufgebracht. Man sah ihm an, daß er verwirrt war und sich ärgerte.

»Natürlich haben Sie das. Es ist ja sonst niemand da.«

Cooner holte schon Luft, als die Stimme sich wieder meldete.

Da merkte er, daß die Stimme nicht von außen kam, sondern von innen. Sie machte sich in seinem Kopf bemerkbar!

»Nenn’ mir deinen Namen!« Diesmal dachte er die Worte nur und sprach sie nicht laut aus.

»Später. Erst zu dem, was dich interessiert…«

»Woher willst du wissen, was mich interessiert?«

Leises Lachen tönte in ihm. »Ganz einfach. Weil ich deine Gedanken kenne.«

Einen Moment entstand eine Pause. Stärker als zuvor empfand Marvin Cooner die Unruhe, die ringsum herrschte, die Hektik, die unfreundlichen Mienen der Menschen. Das alles ging ihm auf die Nerven.

Die Passanten schubsten und drängten sich vor. Kein freundliches

Wort, keine hilfreiche Geste.

Wie er das alles haßte! Die Wut auf die anderen war noch nie stärker gewesen als in diesem Moment.

Der Gedanke, den er gerade dachte, erfüllte ihn nicht zum erstenmal.

Er müßte Macht über die anderen haben, sie beeinflussen können, nein, noch mehr: ihr Leben und Sterben bestimmen können!

Was würde es ausmachen, wenn einer oder zwei dort drüben plötzlich umfielen und starben?

»Dein Wunsch, Marvin Cooner, ist mir Befehl!« Die Stimme in ihm triumphierte.

Und gegenüber geschah es…

Die beiden Menschen, die am Bürgersteig ganz vorn standen, reagierten im selben Moment fast auf die gleiche Weise.

Der Mann wankte und griff sich an die Brust. Sein Gesicht verzerrte sich. Er brach röchelnd zusammen und fiel gegen zwei Passanten hinter ihm. Die Frau, die neben ihm stand und ebenfalls Zeichen eines Herzanfalls zeigte, machte noch einen Schritt nach vorn.

Dabei taumelte sie über den Rand des Bürgersteigs. Das wurde ihr zum Verhängnis.

Im gleichen Augenblick raste ein Fahrzeug heran, das die Kreuzung überqueren wollte.

Die Taumelnde wurde erfaßt und wie ein Ball durch die Luft geworfen.

Es gab einen dumpfen Schlag, als der Körper gegen den vorderen rechten Kotflügel schlug. Ein Aufschrei ging durch die Umstehenden, es kam Bewegung in die Menschen auf der anderen Straßenseite.

Marvin Cooner stand wie gelähmt, während mit quietschenden Bremsen Autos zum Stehen kamen, während die Menschen dort drüben zurückwichen oder sich neugierig über die in ihrer Mitte zusammengebrochene Gestalt beugten.

Marvin Cooner stockte der Atem.

Bei den beiden Gestalten handelte es sich genau um jene Personen, die er sich in Gedanken als Opfer auserkoren hatte!

*

In den nächsten Minuten herrschten wildes Durcheinander und Aufregung.

Durch den Unfall ereignete sich ein weiterer. Ein Fahrer konnte seinen Wagen nicht schnell genug stoppen und knallte dem bremsenden Auto aufs Heck.

Jemand rief nach einem Arzt, zwei, drei Personen liefen in eine Telefonzelle, während ein beherzter Zeitgenosse sich um den

Gestürzten kümmerte. Er öffnete ihm den oberen Kragenknopf und legte den Mann ein wenig seitlich.

Dann war in der Ferne auch schon das Sirenengeheul des Polizei- und Krankenwagens zu hören.

Marvin Cooner war einer der Neugierigen, die herumstanden und nichts taten.

Er hörte jedoch, was man allgemein so sagte.

»Der Mann hat einen Herzanfall«, vernahm er die Bemerkung, noch ehe der Arzt eingetroffen war.

»Bei der Frau scheint es auch einer gewesen zu sein«, sagte eine andere Stimme. »Merkwürdig, nicht wahr? Zwei zur gleichen Zeit…«

»Unsinn«, bemerkte eine dritte Stimme. »Die Frau ist erschrocken und hat dabei unbeabsichtigt einen Schritt nach vorn getan. Dabei wurde sie von dem Auto erfaßt…«

»Es war doch ein Herzanfall«, sagte eine vierte Person, eine junge Frau. »Sie hat sich an die Brust gegriffen, ehe sie taumelte.«

»Komisch ist die ganze Sache jedenfalls«, meldete sich der erste Sprecher wieder. »Solche Dinge liegen doch nicht in der Luft…«

»Das ist ein weitverbreiteter Irrtum. Manchmal eben doch, wie dieses Beispiel wieder beweist. Ich habe mal gelesen, daß das Wetter dabei eine Rolle spielt. Wer mit dem Herzen zu tun hat, kann bei solcher Wetterlage, wie wir sie zur Zeit haben, erwischt werden.«

Einer wußte es genau, aber derjenige äußerte sich nicht. Marvin Cooner war nicht minder aufgewühlt wie die Menschen, die unmittelbar Zeugen des Ereignisses geworden waren. Doch bei ihm hatte es einen anderen Grund.

»Was ist passiert?« fragte er angestrengt im stillen die Stimme, die sich seit dem Eintritt des Ereignisses nicht wieder bei ihm gemeldet hatte.

»Ich habe deine Gedanken wahr werden lassen, das ist alles«, vernahm er die kühle, sachliche Antwort in seinem Bewußtsein, als handele es sich um die selbstverständlichste Sache der Welt. »Zufrieden?«

»Wie hast du das gemacht?« fragte er lautlos.

»Nein, nicht ich habe es gemacht – sondern du«, mußte er sich belehren lassen.

»Sag' mir endlich, wer du bist und was du von mir willst?«

»Nur ein wenig Geduld, Marvin Cooner… alles zu seiner Zeit. Du wirst erfahren, was du wissen mußt. Ich melde mich bestimmt wieder bei dir.«

Das leise Lachen, das in ihm nachhallte, war unangenehm…

*

Was sich an jenem Spätnachmittag unweit der Southampton Row im Herzen von London abspielte, schien eine eigene Sache zu sein, losgelöst von Ereignissen, die andere Menschen im Griff hatten.

In einer anderen Zeit, auch auf der Erde, auf einem Kontinent namens Xantilon ereigneten sich Dinge, die andere Menschen in Bann zogen und die doch unmittelbar etwas mit dem Tod der beiden Passanten zu tun hatten.

Björn Hellmark wußte von alledem nichts. Mehr als zwanzigtausend Jahre trennten ihn vom Leben der Gegenwart.

Es war Nacht auf Xantilon.

Die Wildnis lag hinter dem großgewachsenen, blonden Mann. Hellmark kehrte aus der Legendenstadt Kalesh zurück, in der Unheimliches geschehen war.

Von dort waren die Wahnsinnskugeln gekommen.

Menat, ein unheimlicher Magier, der aus einer körperlosen Existenz wieder in eine körperliche geschlüpft war, hatte sich vorgenommen, Björn und seine Freunde auszulöschen.

Menat war ein glühender Verehrer des Dämonenfürsten Molochos, und es war sein Ziel gewesen, dessen Todfeind Hellmark den Garaus zu machen. Doch Björns mutiger Kampf hatte den dämonischen Schergen in seine Schranken verwiesen. Mit Hilfe des ›Schwertes des Toten Gottes ‹ hatte er der Gefahr getrotzt und Menat ausgelöscht.

Danach war es ihm gelungen, die Steinplatte, die in Kalesh das Böse fernhalten sollte, das in der Tiefe lauerte, wieder zusammenzufügen.

Keine Sekunde länger jedoch hatte es ihn an dem Ort festgehalten. Hellmark war frei, aber Menats bedrohliche Andeutung klang noch in ihm nach. Demnach befanden sich die Freunde in höchster Gefahr. Nach Menats Worten zu urteilen, waren sie alle in verschiedene Zeiten geschleudert worden. Zwischen den Kristallfelsen sollte es angeblich zu einer Zeitverschiebung gekommen sein. Sie betraf jeden einzelnen der Freunde.

Bluff oder Wahrheit?

Hellmark wußte es nicht.

So schnell ihn die Beine trugen, eilte er durch die Nacht, um an jene Stelle zurückzukehren, wo Gigantopolis lag. Die ›Fliegende Stadt‹ hatte er Molochos entreißen können. Der Dämonenfürst hatte diese Niederlage bis zur Stunde nicht verwunden.

Auch er lauerte noch im Hintergrund und wartete auf eine günstige Gelegenheit. Er hatte außerdem ein wichtiges Druckmittel in der Hand. Carminia Brado, die rassige Brasilianerin, die in seinem Leben eine große Rolle spielte, befand sich in Molochos' Gewalt.

In der Dunkelheit war das ungewöhnliche Schimmern und Leuchten der Kristallfelsen deutlich wahrzunehmen. Die Luft war

durchsetzt von diesem zauberhaften Glühen, das typisch für diese Landschaft war.

Zwischen den Felsen war auch der Standort der ehemaligen Alptraumstadt. Dort würde sich zeigen, ob Menat die Wahrheit gesprochen hatte oder ob es ihm nur darauf angekommen war, Angst zu erzeugen.

Außer dem Knirschen seiner Schritte auf dem kristallinen Untergrund war weit und breit kein Geräusch zu hören.

Er erreichte die ersten Ausläufer der schillernden Felsen, wo die Wahnsinnskugeln zum erstenmal aufgetaucht waren. Hier hatte alles begonnen. Von hier war er auch entführt worden. Nun kehrte er zu Fuß erschöpft an den Ausgangspunkt zurück.

Einsam und verloren wirkte der Mann zwischen den Felsen, die immer größer vor ihm wurden und sich zu einem gewaltigen Massiv verbanden, das Schluchten, Plateaus und unwegsame Gebiete aufwies, die noch voller Rätsel und Geheimnisse steckten.

Der Mann war seit Stunden unterwegs und schleppte sich nur noch dahin, legte auch jetzt noch keine Pause ein, obwohl es höchste Zeit gewesen wäre.

Ein zunehmendes Gefühl der Unruhe trieb ihn vorwärts.

Etwas war anders. Einen Moment hielt er inne, um sich die Umgebung genauer anzusehen. Das Farben- und Bewegungsspiel in den Kristallfelsen war überall gleich, aber die Form der Blöcke, der Stalagmiten und Stalaktiten divergierte.

Das Gebiet der Kristallfelsen war umfangreich. Doch mit der Ankunft in dieser Region hatte er sich einige Fixpunkte eingeprägt. Die entdeckte er von neuem.

Was er allerdings vergebens suchte, waren die riesigen Türme von Gigantopolis.

Weit und breit keine Spur von der Stadt!

Der auf flammender Plattform von ihm auf einem riesigen Plateau abgesetzte Koloß – war spurlos verschwunden…

*

Die unendliche Einsamkeit wurde ihm nun erst recht voll bewußt.

Björn Hellmark lehnte sich gegen einen der Felsen. Er fühlte sich warm an, als wäre die Oberfläche wie die Haut eines Lebewesens durchblutet.

Er war umgeben wie von einer vielfarbigen Aura, die aus den Felsen sickerte, lautlos und rhythmisch pulsierte.

Der Erschöpfte wischte sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn und schloß für eine Sekunde die Augen.

Menats Prophezeiung, im Moment seines Todes wie ein Fluch

ausgestoßen, fand auf schreckliche Weise Bestätigung.

Die Zeit zwischen den Felsen war verändert. Offenbar war das der Grund, weshalb er die Stadt nicht wahrnehmen konnte. Gestartet und entführt konnte niemand sie haben. Er war der Meister dieser Stadt, sie war auf seine Psyche, seinen Willen abgestimmt.

Sie gehorchte seinen Befehlen.

Hellmark zerdrückte einen Fluch zwischen den Zähnen und stieß sich von dem Felsen ab, gegen den er lehnte.

Schon einmal hatte es einen Zeitfluch gegeben, ausgesprochen durch den Tschonn, der bis zur Stunde nicht beseitigt war und sich direkt auf sein Leben und seine Aktionen bezog.

Eine weise Frau, die durch das geknechtete Xantilon zog und sich Kaithal nannte, hatte ihn wissen lassen, daß dieser Zeitfluch trotz seiner Intervention bei den gläsernen Dämonen von Etak nicht rückgängig gemacht worden war. Dies hatte zur Folge, daß er mit jedem Schritt, den er weiter nach Süden tat, gleichzeitig der jüngsten Geschichte der Insel Xantilon näherkam, der Stunde des Untergangs…

Während er die wie magisch leuchtenden Kristallfelsen entlangging, in der Hoffnung, doch einen Hinweis auf die Stadt oder die Freunde zu entdecken, gingen ihm allerlei Gedanken durch den Kopf.

Sie betrafen die Ereignisse, die unmittelbar hinter ihm lagen.

Es war so viel geschehen.

Hatte er irgendwo einen Fehler begangen, etwas übersehen, das Gigantopolis betraf?

Hier gab es einige Ungereimtheiten, die er sich im stillen eingestehen mußte.

Gerade kurz vor den Ereignissen mit den Wahnsinnskugeln hatte er in der ehemaligen Alptraumstadt Apokalyptas eine Entdeckung gemacht, die er bis zur Stunde nicht verstand.

Es gab Hinweise darauf, daß in den großen Grabhallen mit den tausenden von überlebensgroß in Wachs oder Keramik nachgebildeten Soomans etwas geschehen war, das jeder logischen Erklärung widerstand.

Die Begegnung mit Whiss… der kleine Kerl war als Spukerscheinung dort aufgetaucht, hatte ihm eine undurchsichtige Andeutung gemacht und war dann wieder verschwunden.

Kurz danach war es drunter und drüber gegangen. Daß es noch mehr Geheimnisse in und um Gigantopolis gab, als er in der Kürze der Zeit hatte herausfinden können, war ihm ebenfalls längst klar geworden.

Es verbarg sich jemand in der Stadt, dessen Anwesenheit er vermutete, wofür er jedoch noch keinen Beweis hatte.

War der geheimnisvolle Gast in Gigantopolis dafür verantwortlich,

daß die Stadt sich nicht mehr am alten Platz befand – oder hing es damit zusammen, daß er wegen der Magie des unheimlichen Menat zeitlich ebenfalls versetzt worden war?

Sowohl das eine wie das andere war möglich. Weder für das eine wie das andere jedoch hatte er einen Beweis.

Ohne die Freunde, ohne Whiss und ohne Gigantopolis war sein Schicksal besiegelt.

Nach der Gefangenschaft im Ewigkeitsgefängnis Molochos', nach der Trennung von seinem Doppelkörper Macabros und nun seiner Anwesenheit in der Vergangenheit einer dämonenverseuchten Welt, sah er keinen Hoffnungsschimmer mehr.

»Ich kann es nicht glauben, ihr Bestien«, stieß er hervor und sah sich ratlos um, »ich kann es einfach nicht glauben, daß nach dieser Runde mit Menat in der Legendenstadt Kalesh alles vorbei sein soll…«

Unwillkürlich umklammerte er das › Schwert des Toten Gottes ‹, das einzige, das ihm geblieben war, eine Waffe, die die Dämonen wie die Pest fürchteten.

Da verhielt er im Schritt.

Die Ruhe wurde plötzlich durch einen langen Ruf unterbrochen.

»B-j-ö-ö-ö-r-n...«, hallte es durch die märchenhaft schimmernden Schluchten und Täler der gewaltigen Gebirgsmassive der Kristallfelsen, die ein großer Magier in einer Sternstunde geschaffen zu haben schien.

Hellmark zuckte zusammen.

Die Stimme kannte er.

Sie kam hinter dem Kristallfelsen hervor, der nur wenige Schritte von ihm entfernt wie ein magisches Gebilde aus dem Boden wuchs.

»Rani…«, murmelte er. »Das ist Ranis Ruf!«

*

Marvin Cooner spürte mit jeder Faser seines Körpers, daß an diesem Tag etwas Besonderes war.

Er mußte ständig an die Stimme denken, die sich auf so merkwürdige Weise mit ihm in Verbindung gesetzt hatte.

Sie wollte sich wieder melden…

Es war schon fast Mitternacht, er rauchte eine Zigarette nach der anderen und ging in seiner kleinen Zweizimmerwohnung auf und ab. Er wartete…

Nachdenklich stand er am Fenster und starrte auf die belebte Straße. Die Leuchtreklame am Haus gegenüber flammte regelmäßig auf. Rot und grün waren Name und Emblem jener Nachtbar, die Cooner von seinem Fenster aus sehen konnte. Er hatte sogar einen Blick auf die schmalen Balkons, wo zu fortgeschrittener Stunde

manchmal ein Pärchen auftauchte, um sich zu küssen. Das rote Licht hinter den zugezogenen Vorhängen signalisierte Barbesuchern, welche Zimmer schon ›belegt‹ waren.

Das hohe dunkle Haus rechts, das den Hof begrenzte, die ewig stinkenden Mülltonnen und der alte rostige Lkw, der in diesem Hinterhofstand, gehörten zu dem Bild einer Umgebung, die er genau kannte.

Hier war Marvin Cooner seit Jahren zu Hause, hier kannte er jeden Fußbreit Boden.

Realität... Diese Dinge nahm er wahr, und plötzlich begann er sich zu fragen, ob die Erlebnisse vom späten Nachmittag keine Halluzinationen, kein Traumgeschehen gewesen waren.

Die beiden Menschen, die einen Herzanfall bekommen hatten, standen noch deutlich vor seinem geistigen Auge. Die Frau, die von dem Auto erfaßt worden war, hatte man noch an der Unfallstelle in einen Sarg gelegt und weggebracht. Wie es dem Mann ging, wußte er nicht. Man hatte ihn mit einem Notarztwagen abtransportiert.

Cooner warf die angerauchte Zigarette aus dem offenen Fenster auf die Straße. Er fuhr sich durch das dichte, schwarzgelockte Haar und stieß die Luft durch die Nase.

Ein unangenehmes Grinsen spielte plötzlich um seine Lippen.

Er dachte an Myers, seinen früheren Chef. Der hatte ihn auf die Straße gesetzt. Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit waren ihm vorgeworfen worden. Und – ein Griff in die Bürokasse... Das Transportunternehmen, für das er in ganz England unterwegs war, konnte sich natürlich einen solchen Mitarbeiter nicht leisten. Cooner wurde fristlos gekündigt. Seit dieser Zeit war es ihm nicht mehr möglich, eine Arbeitsstelle zu finden. Niemand wollte ihn als Fahrer haben. Außer Aushilfsarbeiten hin und wieder war nichts drin. So lebte er mehr schlecht als recht, und seine Wut auf seinen ehemaligen Chef war nie verraucht.

Macht, hämmerte es hinter Cooners Schläfen, Macht müßte man haben...

»Du hast sie!«

Plötzlich war die Stimme wieder da. Sie erfüllte seinen Kopf und ließ ihn hellhörig werden.

»Wieso kann ich dich hören?« fragte der achtundzwanzigjährige Engländer halblaut. »Von wo sprichst du zu mir?«

»Aus dem Reich der Geister.«

»Dann bist du – ein Toter?«

»Nein. Ein Dämon...«

»Donnerwetter!« Cooner konnte sich diese lässige Bemerkung nicht verkneifen. »Gibt es so etwas denn wirklich?«

»Wie du selbst hörst...«

Marvin Cooner lachte und schnipste sich eine neue Zigarette aus der Schachtel. »Was man hört und sieht, muß nicht unbedingt existieren. Ich kenne ein paar Leute, die sehen weiße Mäuse und schwarze Käfer. Aber das sind keine Dämonen, sondern Einbildungen, hervorgerufen durch übermäßigen, ständigen Alkoholgenuß. Ich schlucke zwar von Zeit zu Zeit einiges, doch meiner Meinung nach war es bisher noch nie so schlimm, daß ich befürchten mußte, mal Stimmen zu hören…« Er gab sich unbeeindruckt, konnte aber die Erregung in seinem Innern nur schwer verbergen. Und die »Stimme« war in der Lage seine wahren Reaktionen, Stimmungen und Gefühle sogar einwandfrei zu kontrollieren.

»Es geht nicht nur um Hören und Sehen, sondern um ganz andere Dinge. Da hast sie selbst erlebt. Du hast heute zwei Menschen getötet.«

»Unsinn!«

»Mißtraust du schon deinen eigenen Augen?«

»Wieso soll ich sie getötet haben? Sie haben Herzanfälle erlitten…«

»… die du ausgelöst hast.«

»Dafür gibt es keinen Beweis!«

»Dann ist – auch meine Stimme kein Beweis für dich?«

»Man kann sich Dinge einbilden. Vielleicht ist dieser ganze Dialog nichts weiter als Einbildung? Daß ich glaube, etwas zu hören, daß ich glaube, etwas zu entscheiden oder zu beeinflussen, auch das kann Einbildung sein. Kann es nicht sein, daß sich auf diese Weise eine Krankheit äußert? Vielleicht verliere ich den Verstand.«

»Ich beweise dir das Gegenteil.«

»Wie?« reagierte Marvin Cooner sofort.

»Ich gehe auf deine Wünsche und Vorstellungen ein.«

Zwischen den dichten schwarzen Brauen Cooners entstand eine steile Falte. »Geschenke in so überreichem Maß sind immer verdächtig«, murmelte er.

»Wer sagt, daß ich dir etwas schenken will?«

»Du erwartest also eine Gegenleistung von mir?«

»Ja…«

»Und wie sieht die aus?«

»Ich komme gleich darauf zu sprechen… Zuerst aber will ich dir etwas zeigen. Geh' ins Bad…«

»Was soll ich da?« fragte Cooner erstaunt.

»Du wirst gleich sehen… Tu', was ich dir sage!«

Cooner empfing nicht gern Befehle. Sein Gesicht nahm einen wütenden Ausdruck an. Aber dann tat er doch das, was der Unsichtbare von ihm verlangte.

Er ging in das winzige Badezimmer. Es enthielt eine Duschwanne, ein kleines Waschbecken, darüber hing ein rechteckiger Spiegel, der nicht ganz sauber war.

»Und? Was soll ich hier? Mich vielleicht im Spiegel betrachten?«

»So etwas Ähnliches«, ließ die Stimme sich nicht aus dem Konzept bringen. »Nimm den Spiegel ab…«

»Warum das?«

»Du solltest weniger Fragen stellen, Cooner. Das kostet unnötige Zeit. Und die haben wir nicht.«

»Was eilt so?«

»Spiegel abnehmen…« Die Stimme klang kälter und unnachgiebiger. Cooner gehorchte diesmal widerspruchslos. Neugier und Angst gleichzeitig erfüllten ihn.

Er hob den alten Spiegel vom Haken. »Und was jetzt?«

»Verkehrt herum an die Wand stellen, Cooner…«

Er tat es und fragte sich dabei im stillen, ob er noch ganz richtig im Kopf war. Völlig unsinnige Dinge beschäftigten ihn.

»Und jetzt blick' in den Spiegel, Cooner.«

Der Aufgeforderte lachte leise. »Ich kann mich nicht sehen. Dazu muß ich ihn wieder umdrehen…«

»Du sollst nicht dich darin sehen, sondern jemand anders.«

»Wen? Ich kann niemand entdecken…«

»In deinem Herzen und deinem Kopf verbirgst du trübe Gedanken. Es gibt Menschen, die du aus tiefstem Herzen haßt… Du hast Feinde…«

»Die hat jeder…«

»Es gibt jemand, dem du eines nie vergessen konntest. Nämlich, daß er dich hinausgeworfen hat…«

»Ronald Myers!« stieß er sofort hervor.

»Richtig! Und nun sieh wieder in die Rückseite des Spiegels.«

Da wurde auch ein abgebrühter Kerl wie Cooner, der glaubte, so schnell nicht aus der Fassung gebracht werden zu können, zunehmend nervös.

Auf der Spiegelrückseite bewegte sich etwas. Ein Bild! Es lebte…

Cooner sah nicht sein Spiegelbild, sondern die Rückseite wurde zum Fenster in eine andere Wohnung, die direkt auf der anderen Seite dieser Wand zu liegen schien.

Daß dies nicht sein konnte, wußte niemand besser als er.

Diese Wohnung lag meilenweit vom Stadtteil Soho, wo er lebte, entfernt!

Es war die Villa Ronald Myers, aber die lag rund zwanzig Meilen weiter nördlich!

*

Er sah alles. Farbig und dreidimensional, und er hatte das Gefühl, die Personen greifen zu können.

Ronald Myers kam nach Hause. Nicht allein. In seiner Begleitung befand sich eine schwarzhaarige, braunhäutige Exotin mit hochgeschlitztem Glimmerkleid, das bei jeder Bewegung viel Bein freigab.

Ronald Myers und die Thailänderin kamen durch die zum Flur führende Tür ins Wohnzimmer.

Sie waren beide in weinseliger Laune.

Myers, der seit Jahren wegen seiner nächtlichen Eskapaden mit zahlreichen Geliebten von seiner Frau getrennt lebte, zog die Thailänderin an sich und küßte sie heiß.

»Wie gefällt es dir hier?« fragte er unvermittelt, während er mit unsicheren Schritten zur Couch wankte. Sie stand neben einer Wandnische, in der eine Stereoanlage untergebracht war. Ein Knopfdruck, und Musik erscholl aus den Lautsprechern. Die Rockmusik fuhr dem Girl in die Glieder. Es wirbelte durch den großen Raum, riß die Arme in die Höhe, und ihr Temperament zwang auch Myers wieder auf die Beine.

Er legte mit ihr einen Tanz hin, der ihn außer Atem brachte, doch er hielt durch, bis der Titel zu Ende gespielt war.

Um mehr Bewegungsfreiheit zu haben, schlüpfte seine Partnerin aus dem hauteng anliegenden Kleid.

»Du bist wunderbar, mein exotischer Engel«, sagte er zu ihr. Ihre Nähe berauschte ihn, und auch er begann sich auszukleiden.

»Wieso kann ich dies alles hören und sehen?« fragte Marvin Cooner unwillkürlich leise, als fürchtete er, daß die lebensnahen Personen auch ihn so hören könnten, wie er ihre Stimmen vernahm.

»Weil ich es so will – und weil ich weiß, was in deinem Herzen vorgeht«, erfüllte ihn wieder die Stimme des Unsichtbaren.

Cooner kam sich vor wie einer, der vor einem Schlüsselloch stand und mit angehaltenem Atem das Liebesspiel eines Paares beobachtete.

Ronald Myers löschte mit einem Handgriff das Licht, während er mit der anderen seine Tanzpartnerin auf die Couch zog.

»Er ist dein Feind«, hetzte die Stimme ihn auf. »Du wolltest dich schon immer an ihm rächen. Aber bisher war er stets mächtiger als du…«

»Ich hätte ihm damals den Hals umdrehen können, er ist ein Schwein…«

»Auch du, Marvin Cooner, bist eins«, klang es eiskalt in ihm auf. »Du hast dich sogar mit Mordgedanken getragen. Deshalb bin ich zu dir gekommen. Du wolltest dich immer rächen.«

»O ja«, sagte er haßerfüllt. »Wenn ich könnte, würde ich ihm jetzt auf der Stelle das Spiel mit seiner Mieze vermiesen.«

»Hinter dir steht ein Besen, Cooner. Nimm ihn in die Hand. Und dann beweg' ihn durch die Luft, als wolltest du jemand damit

schlagen.«

»Was soll das?«

»Du willst Myers treffen – und genau das wird geschehen.«

Er griff in die Ecke hinter sich und umklammerte den Besenstiel.

»Schlag zu!« peitschte die Stimme ihn auf.

Cooner war wie betäubt, wußte nicht mehr, was Traum und Wirklichkeit war, und handelte.

Einmal, zweimal zog er den Besenstiel durch die Luft.

Ein gellender Aufschrei hallte ihm aus dem umgedrehten Spiegel entgegen. Die Thailänderin fuhr in die Höhe, als hatte sie ein Pferd getreten.

»Heh?« schnaubte Myers wie ein Walroß. »Was ist denn passiert? Ich…«

Der dritte Schlag!

Myers schrie auf und wand sich auf der Couch wie ein Wurm. »Aaahhh!« Er fuhr in die Höhe, und Marvin Cooner holte ein weiteres Mal aus.

Schreiend warf Myers sich herum.

Licht flammte in dem luxuriös eingerichteten Livingroom auf.

Der Transportunternehmer kam stöhnend und gebückt in die Höhe.

»Mein Rücken«, keuchte er, »oh, verdammt… was ist denn jetzt los .?«

Er wandte den Kopf und starrte auf die halbnackte Thailänderin, die auf der anderen Seite der Couch stand, nackt wie Gott sie schuf.

»Verdammtes Biest«, stieß Myers aufgebracht hervor und konnte sich nur unter Schmerzen aufrichten. »Was hast du getan? Wieso…« Er starrte auf ihre Hände. »Der Stock… du Miststück… hast mich doch geschlagen.«

»Wie kommst du darauf?« Auch die Frau war von einem Moment zum anderen nüchtern und hielt Myers für verrückt. »Du hast zugeschlagen…«

Um Marvin Cooners Lippen spielte ein teuflisches Grinsen. »Es funktioniert«, wisperte er wie in Trance. »Er hat es tatsächlich gespürt… Myers… ich kann dich sehen, hören, dich sogar berühren, wenn ich will… und du ahnst nicht, wer wirklich dahintersteckt.«

Marvin Cooner wandte den Kopf und blickte sich in dem winzigen Badezimmer um. »Du bist der Satan… der Teufel… meine und deine Wünsche treffen sich an einem bestimmten Punkt.«

»Das wird sich noch herausstellen. Dies ist nur Teil deiner Macht, die du von nun an besitzen wirst, wenn du tust, was ich von dir verlange.«

»Nenn' mir deinen Preis. Ich bin bereit, ihn zu zahlen. Ein Pakt mit dem Satan… bisher glaubte ich, so etwas gäbe es nur in alten Schriften, aber nun weiß ich, daß so etwas wirklich möglich ist…«

»Du hast nicht ganz recht, Cooner. Mit dem Teufel habe ich nichts zu tun. Wir ziehen am gleichen Strang, aber wir sind unterschiedlicher Herkunft…«

»Du bist ein Dämon, ein Geschöpf der Hölle.«

»Ja und nein! Die Hölle, Cooner, ist nur einer der möglichen Orte, in denen das Böse geboren ist. Ich bin ein Geschöpf Rha-Ta-N'mys.«

»Rha…«, weiter kam er nicht. Er hatte das Wort schon wieder vergessen.

»Rha-Ta-N'mys… ein Geschöpf der Dämonengöttin. Ich bin in ihrem Auftrag hier. Durch mich, Cooner, wirst du die Macht erhalten, dir andere Untertan zu machen. Du wirst ab sofort über ihr Leben und Sterben bestimmen können. Wie ich es dir heute nachmittag bereits demonstriert habe. Wirf einen Blick auf deine rechte Hand… Daumen und Zeigefinger. Stell' dir eine Person vor, die dein Feind ist, die du los sein möchtest… und dann schließt du den Raum zwischen Daumen und Zeigefinger, bis beide Fingerkuppen sich berühren. Wen du auserwählt hast, zu sterben, wird in der gleichen Sekunde tot umfallen…«

»Myers«, murmelte Cooner und seine fiebrig glänzenden Augen suchten wieder das Bild auf der Rückseite des Spiegels. Marvin Cooner ließ den Besenstiel einfach fallen und näherte mechanisch wie ein Roboter die Kuppen von Daumen und Zeigefinger einander an.

Starr hatte er Myers ins Auge gefaßt, der gebückt an der Couch stand und sich am hohen Rückenteil abstützte.

Die Schmerzen ließen offenbar nur langsam nach.

»Du bist – im wahrsten Sinn des Wortes – in meiner Hand, Myers«, wisperte er. »Ein Schnippen mit den Fingern – und es gibt dich nicht mehr…« Noch trennte nur ein Millimeter die beiden Fingerkuppen voneinander. »Nein, Myers… nicht… noch nicht… ich will mir Zeit nehmen… ich habe noch einiges vor mit dir.«

Das leise Lachen, das ihn erfüllte, ging nicht auf ihn zurück.

»Ausgezeichnet. Ich werde deine Pläne in jeder Hinsicht unterstützen. Myers kann, wenn du das willst, in deiner Hand eine nichtswürdige Marionette werden.«

»Oh, ja, das soll er auch…«

»In deiner Hand liegt es, ob eure Rollen sich sogar schließlich vertauschen. Du wirst in seinem Haus leben – und Ronald Myers zwischen diesen Wänden…«

»Sag' mir den Weg hierzu! Und nenn' mir deinen Namen. Ich weiß noch immer nicht, ob du nur eine Einbildung bist oder ob es dich wirklich gibt…«

»Beides wirst du dann erfahren, wenn es notwendig ist. Nichts im Leben erhält man umsonst«, fügte die Stimme hinzu.

»Nun kommt der Teil der Unterredung, auf den ich die ganze Zeit

schon gewartet habe«, entgegnete Marvin Cooner. Er schob den Besenstiel mit dem Fuß achtlos beiseite. »Der Pakt…«, er lachte rauh. »Es geht zu wie einst zwischen dem berühmten Dr. Faust und dem Teufel. Muß ich auch den Kontrakt mit – Blut unterschreiben? Muß ich dir meine Seele überlassen?«

»Weder das eine noch das andere wird von dir verlangt. Nur eins mußt du dafür tun…«

»Und das wäre?«

»Noch in dieser Nacht sollst du dich auf den North-Cemetery begeben und ein Grab öffnen.«

»Soll ich eine Leiche stehlen?«

»Das nicht. Du sollst einem Toten lediglich die Rückkehr ins Leben ermöglichen…«

»Ein Vampir? Ein Untoter?« reagierte Cooner sofort, der auf diesem Gebiet nicht unbedarft war.

»Er soll das letztere erst werden, um uns eine Person in die Hände zu spielen, die sterben muß…«

»Das verstehe ich nicht«, murmelte Cooner. »In euren Kreisen ist das Töten so einfach. Es genügen Gedanken und Fingerzeichen. Warum erst einen Toten rufen, um einen Lebenden dadurch in eure Hände zu spielen?«

»Es gibt Dinge, die du nicht verstehen kannst und auch nicht verstehen mußt, Cooner… Geh' – und verlier' keine Zeit! Das Grab ist erst einige Tage alt. Räum' sämtliche Utensilien beiseite, die zur Abwehr böser Geister und Dämonen auf das Grab gesetzt wurden.«

»Abwehrzeichen? Hier – mitten in London? Wir sind doch nicht im finsteren Mittelalter!«

»Die Zeit, in der gewisse Dinge geschehen und geschehen müssen, bestimmen nicht die Menschen durch ihre willkürlichen Zeitbestimmungen. Da herrschen andere Gesetzmäßigkeiten. Das Grab, das du in dieser Nacht aufgraben wirst, trägt auf dem Stein den Namen – Billy Sheridan…«

*

Der große blonde Mann verhielt sich vorsichtig und bewegte sich trotz der körperlichen Strapazen, die hinter ihm lagen mit der Lautlosigkeit und Gewandtheit einer Raubkatze.

Der Ruf konnte imitiert sein, um ihn anzulocken.

Björn Hellmark, Herr der unsichtbaren Insel Marlos zwischen Hawaii und den Galapagos, war erfahren im Umgang mit Dämonen aller Rangklassen. Er wußte nur zu gut, daß sie alles Mögliche versuchten, ihm den Garaus zu machen. Da viele über die Fähigkeit der Gestaltwandlung verfügten, mußte er jederzeit damit rechnen,

einem falschen Freund gegenüberzustehen.

Aber er besaß zum Glück das. ›Schwert des Toten Gottes‹. Damit ließ sich schnell feststellen, ob einer, der sich das Äußere einer ihm bekannten Person gegeben hatte, auch wirklich derjenige war. Sobald das magische Schwert einen Dämon auch nur berührte, löste sich dieser auf.

Vorsichtig spähte Hellmark um den riesigen Kristallfelsen, hinter dem der Ruf erfolgt war.

»Rani?« fragte Björn ruhig und laut genug, daß er auch in der Umgebung deutlich gehört werden konnte.

Er lauschte.

Sein Ruf verhallte wie der Ranis von vorhin.

Der Fels, den er umrundete, hatte die Form einer Spirale, die in den unglaublichsten Farben gedämpft schillerte.

In einer großen Nische in Augenhöhe lagen zwei auffallend formierte Steine, die lose aufeinander geschichtet waren. Sie waren dorthin gelegt worden, waren also kein Teil des Felsens!

Ein Zeichen!

Von Rani?

Oder von einem anderen der Verschwundenen? Von Arson oder Harry vielleicht? Danielle war bis zuletzt in Begleitung des Inders gewesen. Wenn diese beiden Steine ein Lebenszeichen Mahays darstellten, dann war es auch eins von Danielle de Barteaulieé.

Die Steine waren spitz und wiesen wie ein Pfeil in eine bestimmte Richtung. Er ging einige Schritte in diese Richtung und entdeckte eine weitere Nische, in der die Steine ebenfalls in Pfeilform gelegt waren.

Mehrere Male rief Hellmark den Namen der Freunde, so daß seine Stimme durch die mit zauberhaften Farben durchsetzte Nacht hallte und als Echo gebrochen zurückkehrte.

Nur die eigene Stimme als Antwort!

Hatte er sich vorhin getäuscht?

Er war erschöpft und müde und hätte sich am liebsten an der Stelle niedergelegt, wo er sich gerade befand. Der Boden war warm. Die Kristallfelsen strahlten keine Kälte aus.

Björn Hellmark ging in die Richtung, von der er glaubte, daß sie ihm durch die Steine kundgetan wurde.

Dann folgte ein neues Zeichen.

Kerben im Felsen, die genau oberhalb der wiederum in Pfeilform gelegten Steine in den harten Block eingeritzt worden waren.

Das Gleichmaß der Kerben fiel sofort auf.

»Wir warten hier auf euch… Rani und Danielle«, konnte er einwandfrei entziffern.

Die Buchstaben waren nicht mit der Hand in den Felsen geritzt worden. Die gleichmäßige und typische Schrift wies auf Danielle der

Barteaulieé hin, die hübsche Französin, die nicht alterte und ewig lebte.

Danielles Hexenkräfte gingen auf die Welt der Finsternis zurück, doch sie setzte sie nicht mehr gegen Menschen ein, wie dies ursprünglich von der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my erwartet wurde. Danielle hatte den Mächten der Finsternis den Rücken gekehrt und stellte ihre erworbenen und erfahrenen Fähigkeiten gegen sie.

Die Botschaft war durch magische Manipulation in den Felsen gekommen.

Dies also sollte der Versammlungsort sein.

Björn ließ sich auf den Boden nieder, legte das ›Schwert des Toten Gottes‹ auf seine Knie und lauschte in die Nacht.

Unendliche Stille umfing ihn, als wäre er der einzige Mensch auf der urwelthaften Insel Xantilon.

Aber er wußte nur zu gut, daß dieser Eindruck täuschte.

Diese Welt war erfüllt von Leben, vor allem dem der Dämonen, die begonnen hatten, verschiedene Völker zu beeinflussen und in ihre Abhängigkeit zu bringen.

Selbst Molochos, der mit der Alptraumstadt in diese Zeit Xantilons eingetaucht war, hielt sich noch immer hier auf. Ob er sich im Jenseits verbarg, wo er auch seine Gefangene Carminia Brado festhielt?

Carminia…

Trauer und Sehnsucht erfüllten sein Herz, als er plötzlich ungewöhnlich intensiv an sie denken mußte. Gerade so, als wäre sie ihm ganz nahe…

Vielleicht war sie das auch.

Die Prophezeiung der Weissagerin Kaithal kam ihm wieder in den Sinn. Sie hatte ihm den Tip gegeben, in die Gegend der Kristallfelsen zu kommen und den Wasserfall zu suchen, hinter dem der Eingang in das Totenland lag.

Auch diese Aufgabe lag noch vor ihm.

Er mußte den nächsten Tag abwarten, die Helligkeit… Dann konnte man weitersehen…

Das Denken fiel ihm schwer, und seine Augenlider sanken herab.

Der kräftezehrende Kampf und die Strapazen der letzten Stunden forderten ihren Tribut.

Er fiel in einen unruhigen Schlaf, weil sein Unterbewußtsein ständig auf der Lauer lag und er mit einer Gefahr rechnen mußte.

Der Kopf sank ihm auf die Brust, die Atemzüge wurden tiefer.

Einmal war es ihm, als vernähme er aus unendlicher Ferne einen leisen, schwachen Ruf:

Es war wieder Rani Mahays Stimme. Aber Hellmark wachte nicht auf…

*

Rani und Danielle waren ihm ganz – und doch unerreichbar für einander.

Sie waren nicht räumlich voneinander getrennt, sondern zeitlich.

Der Ruf, den Björn das erste Mal wahrnahm, war der Nachhall einer Stimme, die ihm drei Minuten voraus war.

Rani und Danielle hielten sich am gleichen Ort auf, direkt an dem Kristallfelsen mit der durch magische Manipulation in den Stein eingekerbten Botschaft. Und doch konnte keiner den anderen sehen.

Das lange schwarze Haar der jungen Französin hing wirr in die Stirn. Danielle war ungewöhnlich blaß, und auch dem Inder sah man an, daß er sich nicht geschont hatte. Seit Stunden waren sie unterwegs auf der Suche nach den anderen.

»Keiner gibt Antwort, keiner war hier«, murmelte Danielle de Barteaulieé enttäuscht, während sie die Botschaft überflog, die sie selbst hier zurückgelassen hatte. »Keine Nachricht von Björn, keine von Harry, keine von Arson… was, Rani, mag wohl aus ihnen geworden sein? Wo sollen wir noch suchen? Was überhaupt ist geschehen?«

Keiner von ihnen wußte es.

Was der unheimliche Magier in der Legendenstadt Kalesh als Fluch und Bann ausgestoßen hatte, ehe Björns Schwert ihn vernichtete, war ihnen nicht bekannt. Sie waren nach Menats Tod aus den sich auflösenden Wahnsinns-Kugeln gefallen und irgendwo zwischen den Kristallfelsen bewußtlos geworden. Nachdem sie wieder erwachten, machten sie sich umgehend auf die Suche nach den anderen, die auch nur hier und nirgendwo anders sein konnten.

Die Vermutung stimmte, um so ratloser waren beide, weil die Menschen, die bisher ihr Schicksal mit ihnen teilten, nirgends zu entdecken waren.

Die Schluchten und Durchgänge zwischen den riesigen Kristallfelsen waren zu einem Zeit-Labyrinth geworden.

Auch Arson, der Mann mit der Silberhaut und der braungebrannte blonde Mann, der eine frappierende Ähnlichkeit mit der Romangestalt des Tarzan hatte: Harry Carson… – sie alle befanden sich in der Nähe.

Sie waren um Minuten, Stunden und Monate voneinander versetzt.

Für jeden hatte Menat grausame Einsamkeit heraufbeschworen, die scheinbar durch nichts mehr rückgängig gemacht werden konnte.

Jeder irrte durch seine Welt, auf der Suche nach dem anderen, so entfernten sie sich immer mehr und verstreuten sich in alle Himmelsrichtungen.

Während Hellmark im Traum den Ruf seines Freundes Rani wie einen verwehenden Hauch mitbekam, standen Danielle und ihr

Begleiter an dem gleichen Kristallfelsen, gegen den Björn lehnte. Aber Hellmark war – aus der Sicht seiner Freunde – drei Minuten in der Vergangenheit…

*

Der Inder fuhr sich mit der Hand über seine prächtige Glatze.

»Ich hätte einen Vorschlag«, sprach er seine junge Begleiterin an. »Ich mach' mich noch mal auf den Weg, Danielle. Du bleibst hier und wartest auf mich.«

»Wo willst du jetzt noch hingehen? Es ist dunkel. Warte das Tageslicht ab.«

»Ich bringe es nicht fertig, hier herumzusitzen und zu warten – ohne zu wissen, worauf…«

»Mir geht es wie dir. Aber manchmal bleibt einem nichts anderes übrig. Wenn…«

Sie unterbrach sich abrupt.

Da war etwas.

Und sie hörten es beide.

Es zischte und fauchte, als würden aus tausend Düsen Flammen hervorschießen.

Rötlicher Feuerschein wanderte über die Südfläche der Felsen und mischte sich mit dem zauberhaften, pulsierenden Schein, der sie zu faszinierendem Leben erweckte.

»Gigantopolis!« stieß Mahay aufgeregt hervor und riß Danielle an sich. »Wenn ich jetzt 'nen Hut hätte, würde ich ihn vor Freude in die Luft werfen.«

»Dann verwechsle mich bitte nicht«, lächelte Danielle und die Bedrückung und Beklommenheit der letzten Stunden waren mit einem Mal wie weggewischt.

Die ›Fliegende Stadt‹ tauchte jenseits der Kristallfelsen auf.

Das bedeutete nur eins: Björn Hellmark war in der Nähe und suchte sie! Denn nur er konnte die Stadt mit seinem Willen lenken und leiten…

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé rannten los.

*

Plötzlich sahen sie die Stadt.

Es war ein erhebender Anblick, wie der Koloß aus tausend Türmen und Zinnen scheinbar schwerelos heranschwebte: Eine Stadt auf einer fliegenden Plattform… Gigantopolis! Einst geschaffen aus einem Sternenkristall, den eine forschende Rasse mit Namen Soomans in den unermeßlichen Tiefen des Kosmos entdeckte. Der Kristall war

Mittelpunkt von Gigantopolis und wertneutral. Das bedeutete, daß jede Psyche auf ihn einwirken konnte und er sich genauso verhielt, wie derjenige es von ihm erwartete. Der Sternenkristall barg eine unglaubliche Macht und ein Kräftepotential, die demjenigen zur Verfügung standen, der mit der Stadt eins wurde. Dies war eine der Besonderheiten von Gigantopolis, und so ließ sich verstehen, weshalb sie mal eine Stadt des Friedens und des Glücks sein konnte, ein andermal ein zum Leben erwachter Alptraum. Unter der Herrschaft der dämonischen Kriegsherrin Apokalypta hatte Gigantopolis traurige Berühmtheit erlangt.

Björn Hellmark war es gelungen, Apokalypta, ›die ewige Unheilbringerin‹, mit dem › Schwert des Toten Gottes‹ zu töten. Damit errang er einen großen Sieg, aber noch lange nicht den kriegsentscheidenden gegen die dämonischen Mächte, die sich auf der Erde festzusetzen drohten.

Molochos, der ihm eine Falle gestellt hatte, trat wieder in Erscheinung. Mit den dreizehn Wegen in das Grauen war seine große Stunde gekommen. Er tauchte aus der Versenkung, übernahm die Alptraumstadt im Handstreich und füllte sie mit seinem negativen, bösen Gedankengut.

Nach einem Zweitkampf jedoch mußte Molochos aus Gigantopolis fliehen – und es gelang Björn Hellmark, das Geheimnis der Stadt zu ergründen und seine Gedanken, seinen Willen, seine Absichten mit der Psyche Gigantopolis’ zu vereinen. Die verlassene Stadt, die von einem fremden, geheimnisvollen Geist beseelt war wie ein lebendiges Wesen, erkannte nach dem Molekularbad nur noch ihn als Führer und Meister an.

Dies war eine Gesetzmäßigkeit, die sich durch nichts ändern ließ. Stadt und seine Persönlichkeit gehörten zusammen.

Deshalb gab es für beide nicht den geringsten Zweifel daran, daß es nur Björn Hellmark sein konnte, der die Stadt auf die steinerne Ebene vor den Bergen der Kristallfelsen niedersetzte.

»Er muß uns gesucht haben, wie wir ihn suchten«, rief Rani aus, während sie auf den farbig pulsierenden Schatten der Berge traten und der sich absenkenden Stadt entgegeneilten.

»Vielleicht hat er ganz und gar schon Harry und Arson aufgenommen, und wir sind die einzigen, die noch überfällig sind…«

»Etwas Schöneres könnte uns nicht widerfahren. Dann wären unsere Sorgen und Ängste unnötig gewesen…«

Leicht wie eine Feder setzte die riesige Plattform auf. Kein Zittern durchlief den Boden.

Gigantopolis war gelandet.

Mehrere Haupttore gab es in der hohen Mauer, die die riesige Stadt wie einen unüberwindlichen Wall umgab. Eine uneinnehmbare

Festung!

Das Tor, durch das sie gewöhnlich kamen, stand einladend offen.

Mißtrauisch und aufmerksam beobachteten der Inder und seine Begleiterin die Umgebung.

Nichts war zu sehen, was auf eine Gefahr hinwies.

Sie passierten den Eingang und eilten durch die schmalen Gassen, die weniger eng und vor allem nicht mehr so düster wirkten, wie noch vor einigen Wochen, als Molochos Herr und Meister dieser Stadt war.

Die Atmosphäre war geläutert, die Beklemmung, die sonst in diesen Straßen und Gassen zu Hause herrschte, gewichen. Wohltuende Atmosphäre umfing sie, eine, die durch positive, lebensbejahende Gedanken geschaffen worden war.

An den Straßenrändern zeigten sich Gräser und buntschillernde, wildwachsende Blumen. Auf freien Plätzen zwischen den Gebäuden entwickelten sich kerzengerade wachsende Bäume. Dies alles hatte es nicht gegeben, als noch Apokalypta und nach ihr Molochos die Herrscher über die Fliegende Stadt waren.

In Gigantopolis war nach der Verbindung zwischen der Psyche Hellmarks und der der Stadt neues Leben erwacht.

Versiegte Quellen waren aufgebrochen, verdorrte Parks und Gärten standen in voller Blüte. Die Herrschaft des Bösen war zu Ende.

An all diesen Dingen konnten Rani und Danielle erkennen, daß die Stadt noch immer unter Björn Hellmarks Führung stand. Die Sache mit den Wahnsinns-Kugeln war eine Episode gewesen, die zum Glück schnell wieder vergangen war.

Das Ziel des Paares war der Palast, in dem sowohl Apokalypta wie Molochos residierten und der nun Björn Hellmark und ihnen als Aufenthaltsort diente. Nur von diesem Palast aus, in dem ein besonderer Thron stand, war es möglich, Kontakt mit der Psyche der Stadt aufzunehmen und durch Willen und Geist den Koloß zu bewegen.

Björn mußte im Thronsaal sein.

Als sie die Tür zu ihm aufstießen, prallten sie enttäuscht zurück.

Der Thronsitz war leer!

»Björn?« riefen die beiden Ankömmlinge wie aus einem Mund. »Hallo…?«

Ihr Ruf hallte durch die Räume und Korridore.

Aber nur das Echo ihrer eigenen Stimmen antwortete.

Da stimmte etwas nicht.

Björn hätte hier sein müssen…

»Raus hier, Danielle!« Rani Mahay reagierte abrupt, ohne daß es ein sichtbares Zeichen von Gefahr gab.

Aber der leere Thronsitz, die Abwesenheit ihres Freundes einerseits und andererseits die Ankunft der Stadt – das waren Widersprüche, die

Nachdenklichkeit hervorriefen.

»Zu spät!« Wie ein Aufschrei kamen diese beiden Worte über Mahays Lippen.

Der Horizont und die Spitzen der farbig schimmernden Kristallfelsen in unmittelbarer Nähe der gelandeten Stadt veränderten ihre Lage.

Die Stadt bewegte sich, die Plattform stieg rasch empor.

»Wir werden entführt!« rief Danielle de Barteaulieé und stürzte zu einem Fenster und sah, wie der Boden blitzschnell zurückwich, die Umgebung sich schemenhaft veränderte und hinter grauen Nebelschleiern versank.

Gigantopolis wurde von einem unsichtbaren Geist geleitet.

Eine Geisterstadt glitt in die graue Wand, die sich erdrückend wie ein gigantischer Mantel um den Koloß schmiegte.

»Wir verlassen Xantilon!« entfuhr es Rani Mahay, der überhaupt nichts mehr verstand.

*

Nacht in London.

Eine Nacht wie tausend andere davor. Und doch anders…

Zumindest für einen Mann namens Marvin Cooner.

Er erreichte Soho und fuhr durch die belebten Straßen, die rund um den Piccadilly Circus lagen.

Mitternacht, und doch herrschte ein Leben zwischen den Häusern mit den Neonreklamen wie zur Rush Hour.

Als er Marble Arch erreichte, wurde der Verkehr dünner, und Marvin Cooner kam schneller voran.

Er erreichte den angegebenen Friedhof, parkte seinen altmodischen Triumph Vitesse, den nur noch der Rost zusammenhielt, unweit der Friedhofsmauer.

Im Gegensatz zur Innenstadt herrschte hier Stille und Einsamkeit, daß Cooner meinte, der einzige Mensch in London zu sein.

Die Fenster in den Häusern, die er von seinem Standort aus wahrnehmen konnte, waren alle unbeleuchtet. Hier wohnten meistens Angestellte und Arbeiter, Leute, die morgens früh auf den Beinen sein mußten und deshalb auch früh zu Bett gingen.

Cooner trug einen dunklen Anorak, der mit einem Fellkragen besetzt war. Auch innen war er mit Fell gefüttert. Das wärmende Kleidungsstück konnte er gut gebrauchen, denn es war kühl, feucht und windig.

Cooner sah sich einmal in der Runde um und wußte, daß keine besondere Aufmerksamkeit nötig war. Da war niemand in der Nähe, der seine nächtliche Ankunft beobachtet hatte.

Er preßte den Spaten eng an sich und spielte mit der anderen Hand mit einem Dietrich, den er aus seiner Werkzeugkiste mitgebracht hatte. Außerdem steckte ein Schraubenzieher-Satz in seiner Hosentasche, falls er wider Erwarten das Schloß des großen schmiedeeisernen Tores mit dem Dietrich nicht aufbekam.

Das kleine Haus, in dem der Friedhofsverwalter wohnte, lag unmittelbar links hinter der hohen Mauer. Sie war von wildem Wein und Efeu umrankt, der die eine Seite des Hauses völlig überwuchert hatte. Das war halb so schlimm, weil auf dieser Seite kein Fenster in der Wand vorhanden war.

Dunkelheit und Stille herrschten auch in diesem Haus.

Ein paar alte Eichen standen auf dem kleinen Platz vor dem Eingangstor. In ihrem Schatten begann Marvin Cooner zu hantieren. Selbst wenn in diesen Minuten ein Fahrzeug vorbeigekommen wäre, hätte niemand den nächtlichen Gast vor dem Friedhofstor bemerkt. Marvin Cooners Gestalt verschmolz mit der Dunkelheit.

Cooner näherte sich mit dem Dietrich dem Schlüsselloch, als etwas Merkwürdiges geschah.

Im Schloß knackte es kaum hörbar, noch ehe er den Haken darin versenkte.

Cooner stutzte und drückte die schwere, handgeschmiedete Klinke herab.

Das Tor war nicht verschlossen…

»Es war«, vernahm er die Stimme des unbekannten und unsichtbaren Wesens wieder in sich. »Ich habe etwas nachgeholfen. Ich nehme an, das liegt ganz in deinem Sinn.«

»Mit dem Dietrich oder einem Schraubenzieher hätte ich es auch geschafft«, ließ er halblaut wie im Zwiegespräch die Bemerkung fallen. »Kleinigkeiten erledige ich selbst gern… wie war's, wenn du einen solchen Trick nachher auch beim Graben anwenden würdest? Da wird's nämlich schwieriger. Das ist wirkliche Arbeit, und die überlaß' ich gern einem anderen.«

»Ich belohne dich nicht für deine Faulheit, sondern dafür, daß du etwas für mich tust«, mußte er sich lautlos in Gedanken sagen lassen. »Könnte ich das allein erledigen, wäre es nicht nötig gewesen, Kontakt zu dir aufzunehmen. So wichtig, Marvin Cooner, bist du nun 'auch wieder nicht.«

»Du kannst deinen Kram gleich allein machen«, stieß er wütend hervor, weil er sich über diese Worte ärgerte.

Bösartiges Lachen hallte in ihm auf. »Ich glaube kaum, daß dir das recht wäre. Schließlich erhältst du durch mich die Möglichkeit, Ronald Myers auf die Zehen zu treten.«

»Das allein läßt mich vergessen, daß ich jetzt eine Stunde graben muß.«

»Es ist noch mehr, Cooner. Du wirst sein – wie Gott… du hast Macht über Leben und Tod… Von dieser Stunde an wirst du entscheiden können, welche Menschen aus deinem Gesichtsfeld verschwinden sollen.«

Diese Vorstellung spornte ihn an und erfüllte ihn plötzlich mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Machtrausches.

Er passierte das Tor.

Dann ging er den breiten Hauptweg entlang und warf nur aus den Augenwinkeln einen Blick auf das Haus links. Dort rührte sich nichts.

Der Hauptweg verzweigte sich. Vorn rechts lagen uralte Gräber, die mit Moos und Efeu überwachsen waren. Diese Grabstätten standen unter Denkmalschutz. Manche waren mehr als hundertfünfzig Jahre alt.

Dunkelheit und Stille hüllten ihn ein.

Nächtliche Friedhofsstimmung… Nicht jedermanns Sache.

Cooner, ein abgebrühter Kerl, spürte auch ein gewisses Unbehagen.

Friedhöfe, zumal in der Nacht, vermittelten eine ureigene Stimmung.

Cooners leise Schritte knirschten auf dem Boden.

Die feuchte Erde roch modrig und faul.

Grabsteine und mannshohe Marmorengel wirkten in der Dunkelheit bedrohlich.

Seltsam, daß er sich von dieser Stimmung, die ringsum herrschte, beeinflussen ließ. Die Stimme berührte ihn erstaunlicherweise schon weniger. Er nahm sie inzwischen an und gab ihr Antwort, als wäre es die selbstverständlichste Sache der Welt.

Wo das Grab Billy Sheridans lag, wußte er. Durch die Stimme. Sie hatte ihm den Standort genau angegeben.

Es war die dritte Grabstätte in der H-Reihe.

Verwelkte Blumen und Kränze lagen auf dem Erdhügel. Die Schleifen waren inzwischen schmutzig geworden, einige Aufschriften schon verwaschen.

Innerhalb der nächsten Tage würde ’ der Grabhügel wohl abgeräumt und dann angepflanzt werden.

Cooner knipste die Taschenlampe an, die er aus dem Handschuhfach seines Autos mitgebracht hatte, und betrachtete im breitgefächerten Lichtkegel die Stätte ganz genau.

Er entdeckte eine ungewöhnliche Anzahl christlicher Symbole.

Mehrere kleine Kreuze waren in Abständen von nur einem halben Meter rings um das Grab gesetzt. Zwischen ihnen standen Glasröhrchen, die eine Flüssigkeit enthielten und auf die ebenfalls Kreuze gemalt waren.

Doch das war noch nicht alles.

Am Kopfende des Grabes – dort wo augenblicklich nur ein

schmales Brett in den Boden gerammt war, das den Namen des Verblichenen und einige Daten für die Friedhofsverwaltung trug – lag ein Kranz mit einer auffällig großen und mit seltsamen Zeichen und Symbolen versehenen Schleife. Cooner wurde beim Anblick dieser Zeichen an Schrifteigenarten und Runen aus dem alten Ägypten erinnert.

»Sieht ja fast so aus, als hätte hier keine Beerdigung stattgefunden, sondern ein magisches Ritual«, murmelte er in der Erwartung, die geheimnisvolle Stimme des Unsichtbaren würde darauf etwas bemerken. Aber es blieb still in ihm.

Er räumte die größten Kränze und die in Verwesung übergegangenen Blumengebinde beiseite, schob dann mit dem Spaten den Rest weg und begann mit dem Graben.

Während der Arbeit setzte feiner Regen ein.

Cooner schlug den Kragen seines Jacketts höher, aber das half nicht, den Kopf trocken zu halten.

Im Nu waren seine Haare naß, und der Wind kühlte seine Haut.

Cooner hörte nicht auf mit dem Graben. Verbissen schuftete er weiter. Er war kräftig und die Erde weich. So kam er schnell voran.

Er legte nur hin und wieder eine kleine Verschnaufpause ein. Er war besessen von dem Gedanken, die Angelegenheit so schnell wie möglich hinter sich zu bringen.

Regen und Schweiß mischten sich auf seinem Gesicht.

Marvin Cooner mußte in die Grube steigen, weil er schon zu tief war, um aus der Höhe mit dem Spaten den Grund zu erreichen.

Es hatte stärker zu regnen begonnen. Die weiche Erde zu beiden Seiten des Grablochs fiel krumig und in kleinen Mengen wieder in die Gruft zurück.

Cooner fluchte und arbeitete weiter.

»Ich habe alles, was dich zurückgehalten hat«, sagte er mal zu dem unsichtbaren Dämon, »beiseitegeräumt. Du kannst also näherkommen…«

Doch nichts geschah.

»Keine Lust, wie?« Cooner redete mit dem Unsichtbaren, der sich ihm bisher nur als Stimme offenbart hatte, wie mit einem lebenden Wesen. Hätte ein heimlicher Beobachter jetzt die Szene sehen können, er wäre überzeugt davon gewesen, daß hier ein Verrückter am Werk war.

Mitten in der Nacht legte jemand einen Sarg frei, führte Selbstgespräche und benahm sich überaus merkwürdig.

Um Cooners Füße bildeten sich kleine Pfützen, als der Regen noch stärker einsetzte.

»Wenn du eiserne Türschlösser beeinflussen kannst, ist es dir sicher auch möglich, den Regen einzudämmen. Tu' was…«

Seine Worte waren noch nicht verklungen, da geschah das Merkwürdige.

Um ihn herum hörte es auf zu regnen. Marvin Cooner stand wie unter einem unsichtbaren Dach, während der Regen sonst um so heftiger einsetzte. Der Boden spritzte auf, das Rauschen des Regens mischte sich mit dem Knirschen des Spatens, der kraftvoll in die Erde gerammt wurde, als hätte Cooner neue Energie getankt.

»Ausgezeichnet«, sagte der Mann aus London. »Du bist ein großartiger Kerl. So macht die Zusammenarbeit Spaß…«

Und er dachte daran, wie es sein würde, wenn er seinen Auftrag erst erfüllt hatte.

Ronald Myers… der reiche Myers, der für das Vergnügen lebte, der es sich leisten konnte, weil er das nötige Kleingeld dazu hatte.

Gab es denn so etwas, daß er einfach die Stelle in Myers' Leben einnahm, während dieser das seine weiterführte? Dazu mußte sich die geheimnisvolle Stimme noch äußern.

Der Spaten stieß auf etwas Hartes.

Der Sargdeckel!

Cooner verstärkte seine Anstrengungen, um den letzten Bodenrest beiseite zu schaffen.

Dann sah er im Schein der Taschenlampe, die er oben auf den Grabrand gelegt hatte, das dunkelbraune Holz des Sarges. Reste von feuchter Erde klebten darauf.

Cooner zögerte nicht. Mit harter Hand rammte er die Spatenspitze in den Spalt zwischen Deckel und Behälter, verbreiterte den Spalt und hob die langen Zimmermannsnägel in die Höhe. Es quietschte.

Schon verschob sich der Deckel. Nach dem Freilegen des Grabes war die letzte Arbeit nur noch eine Sache von wenigen Augenblicken.

Der Deckel hing noch mit einem einzigen Nagel fest.

Cooner wollte ihn mit einem letzten Ruck beseitigen und dann den Deckel abwerfen.

So weit kam er aber nicht mehr.

Im Sarg regte sich etwas.

Eine wächserne Hand mit langen Fingernägeln schob sich aus dem Spalt und warf mit einem Ruck den Sargdeckel zur Seite.

*

Der Wind war stärker geworden.

Nach einigen Frühlingstagen herrschte in London geradezu herbstliches Wetter.

William Marsh hörte das ständige Klappern, das in seinen Schlaf und seine Träume drang und ihn schließlich weckte.

Marsh knurrte wie ein getretener Hund.

»Verdammter Lärm«, schimpfte er im Halbschlaf. »Ich wohne doch nicht am Piccadilly, sondern in einem Haus am Friedhof… Was soll denn das?«

Das Klappern blieb.

William Marshs Hand tastete nach dem Lichtschalter.

Die Nachttischlampe flammte auf.

Geblendet schloß der zweiundsechzigjährige Witwer einen Moment die Augen.

Er richtete sich auf, schob – die Augen, noch immer geschlossen – seine Beine über die Bettkante und öffnete spaltbreit die Lider.

Wieder dieses unangenehme Klappern…

Einer der alten Klappläden hatte sich gelöst und wurde zu einem Spielball des Windes.

Ein Haken hatte sich gelöst, der sich nicht mehr einschrauben ließ, weil das Loch zuviel Spielraum hatte.

Marsh überlegte schon, daß es am besten sei, die ganze Sache für die Nacht mit einem Draht notdürftig zu befestigen, um das schlafstörende Klappern abzustellen, als er ein weiteres ungewöhnliches Geräusch hörte.

Ein metallisches Scheppern, nahe dem Haus, ließ ihn förmlich zusammenfahren.

Der grauhaarige Mann beugte sich aus dem Fenster.

»Das gibt es doch nicht!« entfuhr es ihm, und dann war er endgültig hellwach.

Das Haupttor!

Es war nicht abgeschlossen. Der eine Torflügel schlug bei jedem Windstoß gegen die noch befestigte Hälfte. Das Klappern des Fensterladens und das Schlagen des eisernen Tores hatten ihn gleichermaßen geweckt.

Marshs Augen verengten sich. Der Wind, der durch das offene Fenster blies, zerzauste sein dünnes Haar. Er fuhr in die Wipfel der nahen Bäume und brachte die alten schweren Äste ins Wanken.

Marsh konnte von seinem Schlafzimmerfenster aus einen großen Teil des Friedhofes überblicken.

Er war schon dabei, in den Raum zurückzuweichen, das Fenster zu schließen und wollte dann hinuntergehen, um das Tor zu verriegeln, als er noch auf etwas aufmerksam wurde, das ihn aufs äußerste irritierte und er sich zu fragen begann, ob er wirklich schon wach war oder noch träumte.

Dort vorn in der Dunkelheit – schimmerte schwacher Lichtschein!

Es war jemand auf dem Friedhof!

William Marsh schlüpfte in seine Hose, zog feste Schuhe und seinen signalgelben Wettermantel an und lief aus dem Haus, ebenfalls eine Taschenlampe in der Hand.

Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er die Stelle als Friedhofsverwalter inne. So etwas wie heute war noch nie passiert. Jemand machte sich bei Nacht und Regen hier zu schaffen.

Das Tor stand nicht zufällig offen.

Da war einer mit einem Dietrich oder Nachschlüssel zu Werke gegangen.

Aber – warum?

Die Zeit, daß man wie im Mittelalter nachts einen Friedhof aufsuchte, um nach einem verborgenen Schatz zu suchen oder eine magische Totenbesprechung durchzuführen, war schließlich vorbei…

Zuerst sah er sich das Tor an und schloß es, daß die beiden Hälften nicht mehr gegeneinanderschlagen konnten. Dann lief er durch den Regen den Pfad entlang, der zur Reihe H führte, wo der Lichtschein herkam…

*

Damit hatte er nicht gerechnet!

Cooner hatte immer geglaubt, Nerven wie Drahtseile zu haben. Aber als die bleiche Totenhand sich über den Sargrand schob, wurde es auch ihm mulmig.

Er kroch aus der Grube, den Kopf nach hinten gedreht, um zu sehen, was sich weiter tat.

Die Leiche richtete sich auf!

Es war ein etwa dreißigjähriger Mann mit eingefallenen Wangen und einer Haut, die sich wie sprödes Pergament über die Knochen spannte.

Der Schädel zeigte eine häßliche Operationsnarbe, die kaum verheilt war und unwillkürlich mußte Marvin Cooner an Frankenstein denken, der aus Leichenteilen sein Monster zusammengesetzt hatte.

Cooners Herz pochte, und als er oberhalb des Grabrandes stand, wurde ihm gar nicht bewußt, daß die Stelle, an der er sich befand, nicht vom Regen erfaßt wurde, daß immer da, wo er sich bewegte, praktisch eine trockene Stelle vorhanden war.

Der Untote kam!

Cooner hielt den Spatenstiel wie einen Knüppel umklammert, als müsse er sich im nächsten Moment gegen einen Angriff zur Wehr setzen.

Er konnte seinen Blick nicht von dem kahlgeschorenen Schädel wenden, auf dem in der Zeit nach der Beisetzung dieses Mannes inzwischen einige Stoppeln nachgewachsen waren.

Wie ein Deckel saß der obere Teil der Schädeldecke auf dem unteren. Bei jeder Bewegung, die der dem Sarg Entstiegene machte, wackelte der ›Deckel‹, so daß Cooner damit rechnete, er würde beim

nächsten Schritt herunterfallen.

Dieser Mann war offensichtlich nach einer Operation oder einem Unfall gestorben.

Billy Sheridan…

Plötzlich erinnerte auch Cooner sich, diesen Namen irgendwann schon mal gelesen zu haben.

Vor einigen Wochen war es passiert… Billy Sheridan, Privatdetektiv aus London, war nach einem mysteriösen Unfall nicht mehr zu sich gekommen. Trotz einer sofort durchgeführten Notoperation war sein Leben schließlich erloschen.

Marvin Cooner schluckte hart.

Der heutige Tag hatte es in sich.

Das hier war starker Tobak, und er merkte die Gänsehaut, die ihm über den Rücken lief, obwohl er sie nicht wahrhaben wollte.

Bisher hatte er nur Untote in Grusel-Filmen erlebt. Nun stand er leibhaftig einem gegenüber! Das packte ihn…

Die ehemalige Leiche kam aus dem Grab. Mit leeren Augen starrte sie Cooner an, als erwarte sie von ihm eine Auskunft über das, was hier geschehen war.

Der Mann trug sein Totenhemd, sonst nichts auf der Haut. Unheimlich und gespenstisch war die Situation, und Cooner wäre am liebsten davongelaufen. Doch Neugier und Erwartung auf das, was nachkommen mußte, hielten ihn fest. Schließlich hatte er einen Auftrag erfüllt. Und so, wie die Dinge momentan lagen, konnten sie nicht bleiben. Spätestens morgen nach Tagesanbruch, wenn die Friedhofsgärtner ihre Arbeit aufnahmen oder die Besucher kamen, würde man das geschändete Grab entdecken und feststellen, daß eine Leiche fehlte.

Unwillkürlich stahl sich ein teuflisches Grinsen auf seine Lippen, als er sich die Gesichter derer vorstellte, die zuerst auf das leere Grab stießen.

London hatte mal wieder eine Sensation!

Es bereitete Cooner satanische Freude, daß er derjenige war, der dies alles ausgelöst hatte.

Er wollte Schrecken und Unheil verbreiten und den Tod… Dieser Gedanke stand obenan, als er besonders an seinen früheren Chef, Ronald Myers, dachte.

Cooner empfand bei keinem seiner Gedanken irgendeinen Skrupel.

»He? Was soll denn das? Was machen Sie denn da?« Die Stimme war hinter ihm, und Cooners Kopf flog herum.

Ein Lichtstrahl flammte auf und stach in seine Augen.

Schützend hielt Marvin Cooner eine Hand gegen die Stirn und riß mit der anderen den Spaten hoch, bereit, auf den Mann loszugehen, der ihn bei seinem nächtlichen Tun überrascht hatte.

Der Friedhofsverwalter ließ nicht locker.
»Mann, sind Sie denn von Sinnen? Was soll der Unsinn? Weshalb schaufeln Sie das Grab auf, wieso…«
All das hörte Cooner noch, während er zwei Schritte vorging.
Doch weiter kam er nicht.
Er wurde am Arm gepackt und zur Seite gestoßen.
Der Grabschänder taumelte.
Die Leiche aus dem Grab!
Sie handelte wie ein Roboter.
Der Friedhofsverwalter stand wie erstarrt; sein Gesicht glich einem Fragezeichen.
»Nein«, brach es aus seiner Kehle hervor, und seine Augen weiteten sich vor namenlosem Erschrecken. »Ich träume… Das… gibt es doch… nicht…«
Der Regen prasselte auf die gelbe Kapuze und den Mantel, den er trug.
Die Taschenlampe in seiner Hand zitterte.
Vier, fünf Sekunden war der Mann wie gelähmt.
Dann warf er sich herum, und ein langgezogener, verzweifelter Schrei hallte über den nächtlichen Friedhof und wurde vom Prasseln des Regens geschluckt.
William Marsh verstand die Welt nicht mehr. Was er in diesen Sekunden an Grauenvollem erlebte, sollte sein Geheimnis bleiben.
Die ehemalige Leiche sprang – und während sie das tat, veränderte sich ihre Form, ihre äußere Gestalt…
Sie wurde zu einem langgestreckten, dunklen Schemen.
Aus etwa drei Metern Entfernung wurde Marvin Cooner Zeuge eines Vorganges, den er ebensowenig begriff, wie all die anderen Dinge, die sich an diesem Tag ereignet und bei denen er als ein Handwerkszeug der bösen Macht mitgewirkt hatte.
Wie ein Pfeil von der Sehne schnellte die dunkelgewordene Leiche durch die Luft.
Das war aber nicht mehr der Mann, den er aus dem Sarg befreit hatte. Das war ein fauchendes Raubtier mit Krallen und messerscharfen Zähnen.
Die Dinge ereigneten sich so schnell, daß Cooner nachher nicht mehr zu sagen vermochte, wie sie sich im einzelnen abgespielt hatten.
Ein markerschütternder Schrei erfolgte!
Dann war der schwarze, geschmeidige Leib über dem Friedhofsverwalter, der nur einen einzigen Schritt auf seinem Fluchtweg zurücklegte.
Pranken rissen den Mann zu Boden, und der Panther, zu dem der untote Billy Sheridan geworden war, schlug sein mörderisches Gebiß in den Nacken des Unglücklichen.

Der stürzte wie vom Blitz gefällt zu Boden und rührte sich nicht mehr…

*

Damit war der Alptraum, der nächtliche Spuk auf dem Friedhof jedoch nicht zu Ende.

Der Panther richtete sich auf, stellte sich auf die Hinterbeine und war um einige Köpfe größer als Marvin Cooner, der den Atem anhielt, den Spaten mit beiden Händen umklammerte und bereit war, sich gegen die Bestie zur Wehr zu setzen, wenn sie auch ihn anfiel, um ihm in die Kehle zu beißen.

Ein tierisches Knurren drang aus der Kehle der Bestie. In den schwarzen Augen funkelte Mordgier, Blut floß von den Lefzen. Das Blut des Friedhofsverwalters William Marsh…

»Bleib' mir vom Leib…«, stieß Cooner heiser hervor, als der aufgerichtete Panther wie ein Mensch auf ihn zuging.

»Du hast wenig Zutrauen zu mir«, meldete sich da die Geisterstimme wieder in seinem Bewußtsein. »Glaubst du, ich würde dich auf diese Weise umkommen lassen, nachdem du meinen Auftrag zur vollsten Zufriedenheit ausgeführt hast?«

»Was ist er nun?« hörte Cooner sich sprechen, und seine eigene Stimme war ihm fremd. »Ein Untoter… ein Gespenst… ein Raubtier?«

»Er ist von jedem etwas… er ist Billy Sheridan… und er ist – der Panthermann. Von beiden wird man demnächst viel in London und Umgebung hören… sein Auftauchen wird jemand zurückholen, dessen Schicksal sich noch nicht erfüllt hat. Pamela Kilian… Einer dieser Bestien – ob Billy Sheridan oder dem Panthermann – wird sie zum Opfer fallen… Diesmal wird sie ihrem Schicksal nicht entgehen. Ehe sie es erkennt, wird es sich schon erfüllen. Meine Rache wird sie erst durchschauen, wenn es zu spät ist… Die Sensation und unglaublichen Dinge, die sich hier ereignen, werden Pamela Kilian auf den Plan rufen…«

*

Auf dem alten Friedhof, wo der Regen herabprasselte und eine Geisterstimme zu Marvin Cooner sprach, war die Atmosphäre beklemmend. Ein Hauch aus einem finsteren, unaussprechlichen Reich schien diesen abgelegenen Platz getroffen zu haben.

Wie anders dagegen war die Welt auf der anderen Seite des Globus.

Zwischen Hawaii und den Galapagos Inseln lag ein Eiland mitten in der Clarion-Graben-Zone, das auf keiner Landkarte der Welt

verzeichnet war.

Und das war kein Wunder!

Bei dem Eiland handelte es sich um Marlos, die unsichtbare Insel.

Nur eine Handvoll Menschen wußte überhaupt von ihrer Existenz. Es war die Welt, die Björn Hellmark zum Vermächtnis gemacht worden war.

Marlos war ein Bollwerk gegen die Mächte der Finsternis und des Bösen. Überall in der Welt hatten sie die Möglichkeit, aufzutauchen und die Saat des Unheils auszustreuen. Auf der Insel Marlos war ihnen diese Möglichkeit verwehrt. Obwohl sie es durch einen Trick versucht hatten in Form eines dämonenverseuchten, mutierten Manja-Auges, das sie dem Herrn von Marlos in die Hände schmuggelten und ihm auf diese Weise etwas vorgaukelten, was nie gewesen war. Björn Hellmark und alle anderen, die dort in Sicherheit mit ihm lebten, glaubten von dieser Stunde an, ein Manja-Auge mehr zu besitzen, als dies in Wirklichkeit der Fall war.

Mit den Manja-Augen hatte es seine besondere Bedeutung.

Bei ihnen handelte es sich in der Tat um versteinerte Augen eines Vogels, der in einer paradiesischen Phase Xantilons lebte und sieben Augen hatte.

Den Vogel gab es schon lange nicht mehr. Bei dem Untergang der Insel war die Gattung entweder ausgerottet oder auf andere Kontinente verschlagen worden, wo sie schließlich ausstarb.

Die Legende blieb erhalten. Die Körper zerfielen, aber die Augen wurden zu Stein. Sie sahen aus wie ungeschliffene, faustgroße Rubine.

Insgesamt sieben – so die Überlieferung, die Hellmark aus dem Buch der Gesetze entnommen hatte – waren notwendig, um Molochos, den Dämonenfürsten, zu bannen und ihm alle Geheimnisse über die Strategie und die Welten der Finsternis zu entreißen.

Dazu war es auch gekommen.

Doch unter falschen Vorzeichen, wie inzwischen alle wußten und wie gerade Björn Hellmark und seine engsten Vertrauten am eigenen Leib verspüren mußten.

Statt der notwendigen sieben Augen waren in Wirklichkeit nur sechs vorhanden, und Molochos konnte seinen teuflischen Plan ausführen. Er gaukelte Hellmark Reue und Mitarbeit vor und sorgte selbst dafür, daß in einigen Fällen seine Hilfe rechtzeitig kam, nur um das weitgesteckte Ziel zu erreichen: in den Besitz des Ewigkeits-Gefängnisses zu gelangen und Rha-Ta-N'mys verwöhnter und unschlagbarer Feldherr zu werden. Die Wege, die die Geschöpfe und Wesenheiten aus dem Reich der Finsternis einschlugen, waren mit menschlichen Maßstäben nicht zu messen, mit menschlicher Logik nicht zu verstehen.

Jeder, der auf der Insel ›zu Hause‹ war, wußte um diese Ereignisse.

So auch Pamela Kilian, die junge Privatdetektivin aus London, die erst kurze Zeit auf Marlos weilte.

Pamelas Leben hatte sich seit den Ereignissen um Billy Sheridan gründlich geändert.

Sie wußte, daß Billy einem mysteriösen Unfall zum Opfer gefallen war, daß im Landhaus eines reichen Gestüt-Inhabers dämonische Kräfte beschworen und aktiv geworden waren. Als sie selbst versucht hatte, mit drastischen Mitteln dem Unheil Einhalt zu gebieten, war sie mit der irdischen Gerechtigkeit in Konflikt geraten. Niemand hatte ihr glauben wollen. Erst hatte man nichts weiter als eine verkappte Terroristin in ihr gesehen und schließlich eine Verrückte, die auf ihren Geisteszustand untersucht werden mußte. Sie kam in die Klinik zu Dr. Merchant, und dort setzte sich das Grauen fort.

Sie wurde von Dämonen belästigt, die ihr den Aufenthalt in der kleinen Zelle im wahrsten Sinn des Wortes zur Hölle machten.

Aber ein Mann hatte von den verzwickten Vorgängen gehört, einer, der ständig in Hellmarks Auftrag unterwegs war, um außergewöhnliche Vorgänge überall auf der Welt zu verfolgen ’und Menschen mit ungewöhnlichen Eigenschaften und Fähigkeiten zu suchen.

Dieser Mann war Alan Kennan, Hellmarks Freund und Vertrauter.

Ein sympathischer Bursche, dem sie alles abnahm, als er ihr die Wahrheit über Hellmark und die Insel berichtete. So phantastisch und unglaubwürdig sich dieser Bericht auch anhörte.

Aber ihr eigenes Leben war der beste Beweis dafür, daß die Dinge passiert waren, die sie vor Wochen noch mit einem Achselzucken abgetan hätte.

Pamela war auf der Insel, und das alles kam ihr nach den Ängsten und dem Grauen der letzten Zeit vor wie ein schöner Traum.

Eine Insel, die wie ein Paradies war.

Mit eigenen Augen hatte die Detektivin gesehen, daß die Sonne hier nie unterging, daß es keine Nacht gab. Wie ein Traum erschien ihr auch die Tatsache ihrer Entführung, die ihr nur Angenehmes gebracht hatte.

Alan Kennan hatte sie aus dem furchtbaren Sanatorium geholt. Ohne großen Aufwand. Er war einfach aufgetaucht – und dann war er mit ihr auf diese Insel verschwunden.

Teleportation war im Spiel. Er hatte es ihr erklärt. Jeder, der lange genug auf Marlos weilte, wurde mit dieser Gabe ausgestattet. Die besondere Atmosphäre dieses Eilands versah die Menschen, die hier lebten, mit der Zeit mit einem Extrasinn.

Pamela Kilian atmete tief durch.

Sie lehnte mit dem Rücken gegen eine Palme, in deren Wipfel sanft der Wind rauschte, den das Meer mitbrachte.

Tintenblau und scheinbar endlos lag alles vor ihr und verschmolz in der Ferne mit dem Horizont, der klar und wolkenlos den Stillen Ozean begrenzte.

Wellen spülten gleichmäßig an den Strand. Die Blockhütten auf dem weißen Sand und hinter den Hügeln vermittelten Geborgenheit.

Hinter den Hütten waren kleine Gärten angelegt. In einem von ihnen hantierten ein Mann und eine Frau. Marga und Ulrich Koster, ein älteres Geschwisterpaar, das über parapsychische Fähigkeiten verfügte und deshalb von dämonischen Kräften angegriffen worden war. Björn Hellmark, der Herr dieser paradiesischen Insel, hatte ihnen kurzerhand die Möglichkeit geboten, hier zu leben. Marlos bot ihnen vor jeder Art dämonischer Nachstellung absolute Sicherheit.

Das Geschwisterpaar fühlte sich hier wohl, und gerade Marga Koster hatte sich in den ersten Stunden nach der Ankunft der verwirrten Pamela Kilian rührend und aufopfernd angenommen. Sie war an Menschen mit einem guten Herzen geraten. Sie fühlte die Welle der Sympathie und Zuneigung… Wie sehr hatte sie diese Dinge gerade von den Ärzten des Sanatoriums erwartet! Doch da war ihr nur Feindseligkeit entgegengeschlagen. In der Anstalt hätte sie tatsächlich noch den Verstand verloren. Als verrückt hatte man sie schon eingestuft, keiner hatte ihr glauben wollen, was sie wirklich in dem Landhaus in Farnham Comon erlebt hatte.

Pamela Kilian atmete tief durch und warf einen Blick in die Runde.

Marga und Ulrich Koster verschwanden hinter einer mit blühenden Büschen bewachsenen Bodenwelle, wo sich der Garten fortsetzte.

Von dort war auch das Gackern von Hühnern und das Blöken von Schafen zu vernehmen. Jenseits der Bodenwelle lagen die Freigehege und Ställe der Tiere, die auf Marlos gehalten wurden und es den Menschen ermöglichten, autark zu leben. Hühner lieferten Eier, Schafe und Ziegen Milch; es gab sogar zwei Kühe und Schweine auf Marlos, wie Pamela durch Marga und Ulrich Koster erfahren hatte. Durch die Tierzucht war die Fleischversorgung sichergestellt. Durch den ewigen Frühling wuchsen das ganze Jahr über Obst und Gemüse. Das Meer lieferte unerschöpflich frischen Fisch…

Was für eine Welt!

Pamela Kilian fühlte sich wohl und geborgen und hätte immer hier sein können.

Sie löste sich aus dem Schatten der Palme und warf einen letzten Blick in die Runde, um sich zu vergewissern, daß niemand sonst in ihrer Nähe weilte.

Alan Kennan war wieder › auf Reisen ‹, wie er sich ausdrückte.

Sie wußte, daß es im Moment außer dem Geschwisterpaar noch einen Jungen namens Pepe und dessen Freund mit Namen Jim gab. Beide hielten sich momentan ebenfalls nicht auf der Insel auf. Sie

hatten den Auftrag, ein merkwürdiges Haus zu beobachten, in dem es auch nicht mit rechten Dingen zuging.

Der Wunsch, sich in die Fluten zu stürzen, weit hinauszuschwimmen und die Freiheit und das Glück, die diese Insel ihr boten, in vollen Zügen zu genießen, wurde plötzlich geweckt.

Eine einsame Insel, menschenleerer Strand, schneeweißer Sand, blaues Meer und blauer Himmel… dies alles war eine einzige Verlockung, der Pamela nicht widerstehen konnte.

Sie schlüpfte aus ihren Kleidern, rannte zwischen dichtstehenden Palmen dem Wasser entgegen und stürzte sich in die erfrischende Flut. Sie tauchte unter, teilte mit kräftigen Schwimmbewegungen das klare Wasser und ließ sich von den Wellen emportragen…

Auf ihrer nackten, samtenen Haut perlte das Wasser ab und spiegelte sich tausendfach das Licht der Sonne.

Pamela Kilian war eine gute Schwimmerin, kraulte weit hinaus, wandte sich dann um und blickte zurück auf den Strand, der vor ihr lag wie ein überdimensionales Bild aus einem Reiseprospekt.

Weiter rechts begann felsiges Gelände. Dort lag auch die riesige Höhle mit dem Aussehen eines Totenschädels.

Mit kaum merklichen Bewegungen hielt sie sich über Wasser, genoß diese Minuten und schwamm dann langsam zurück.

»Mir kommt es so vor, als wärst du ein bißchen weit hinausgeschwommen«, sagte da die Stimme über ihr.

Alan Kennan!

Pamela Kilian schrie leise auf und schluckte vor Schreck Wasser.

»Aber das macht nichts«, beruhigte sie die gleiche Stimme im nächsten Moment, ohne daß sie den Sprecher sah. »Ich werde dich retten…«

Sie sah etwas Kleines, das etwa einen halben Meter über ihr schwebte.

Einen Vogel dieser Größe hatte sie noch nie gesehen.

Er war etwa drei Zentimeter groß – und überhaupt kein Vogel. Es war ein lebendiges Etwas, eine Mischung zwischen Miniaturmensch und Vogel mit den hervorquellenden Augen einer Schildkröte.

Der winzige Kerl feixte.

Er hatte gesprochen? Mit der Stimme – Alan Kennans!

Pamela wußte damit, mit wem sie es zu tun hatte.

Marga Koster hatte von einem weiteren ›Bewohner‹ jener paradiesischen Insel gesprochen.

›Im Moment‹, so fielen Pamela die Worte der alten Frau wieder ein, ›kann ich Ihnen diesen Marlos-Bewohner leider nicht zeigen, Pamela. Wahrscheinlich streunt er wieder irgendwo herum. Manchmal hockt er auch stundenlang in einer Palme oder im Kelch einer Blüte und berauscht sich mit Nektar. Er ist klein und frech… und hört auf den

Namen Blobb-Blobb…‹

Pamela Kilian wunderte sich selbst, daß sie ihre Überraschung so schnell überwand. Zum erstenmal in ihrem Leben wurde sie mit einem Geschöpf konfrontiert, das es eigentlich nicht geben konnte – und doch in dieser Welt existierte. Diese Welt war voller Rätsel und Geheimnisse, die viele nicht wahrhaben wollten.

Es gab Geister und Dämonen, die Mächte der Hölle und die Kräfte und Eroberungsabsichten der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my. Es gab Leben im Makro- wie im Mikrokosmos.

Aber es gab auch die Kräfte des Guten. Und sie zeigten sich am ehesten in den Taten der Menschen, die diesen positiven Geist in sich trugen und damit Hoffnung in die Welt brachten.

Pamela Kilian hatte in den letzten Tagen viel gelernt, und es wunderte sie selbst, mit welcher Gelassenheit sie das Auftauchen dieses seltsamen und außergewöhnlichen Zeitgenossen aufnahm.

»Ich weiß, wer du bist«, sagte sie einfach. »Du bist Blobb-Blobb…«

Dem kleinen Kerl klappten die Mundwinkel herunter.

»Das ist komisch«, reagierte er. Diesmal bediente er sich nicht der Stimme Alan Kennans, sondern einer anderen. Sie klang tief und markig. Es war die Rani Mahays, aber den kannte Pamela nicht… »Wieso kannst du mich kennen, wo ich nicht mal weiß, wer du bist?«

Pamela lachte. Der ulkige Ausdruck auf dem winzigen Gesicht amüsierte sie. »Das liegt wohl in der Natur der Sache. Man hat mir von dir erzählt.«

»Ah… dann gehörst du jetzt auch hierher?«

Blobb-Blobb spreizte seine zarten, regenbogenfarben schillernden Flügel und glitt zehn Zentimeter näher an Pamela heran, die ihre Schwimmbewegungen wieder aufnahm. Im stillen mußte sie dem kleinen Kerl recht geben. Sie war wirklich unverantwortlich weit hinausgeschwommen. Sie glaubte, dem Ufer überhaupt nicht mehr näher zu kommen.

»Vorübergehend zumindest«, antwortete sie auf seine Frage.

»Dann wird meistens ein Dauerzustand daraus. Wer mal hier war, kommt immer wieder.«

»Kommt auch darauf an, ob man mich hier haben will.«

Pamela atmete schneller. Das Ziehen in ihren Armen wurde stärker.

Sie merkte ganz deutlich, daß sie keinerlei Übung mehr hatte. Sie hätte sich für die Hälfte der Strecke entscheiden sollen. Ihr Körper kam ihr auf einmal so schwer vor wie ein Stein.

Die Luft wurde ihr knapp.

Blobb-Blobb tauchte dicht vor ihrem Gesicht auf.

»Wie heißt du denn?« wollte er wissen.

»Pamela.«

»Das ist ein schöner Name. Geht es dir nicht gut?« fügte er unvermittelt hinzu.

»Wie kommst du denn darauf?«

»Du siehst plötzlich so blaß aus.«

»Schwimmen und Reden zur gleichen Zeit… das strengt an…«

»Also doch zuviel zugemutet«, konstatierte er, ohne die Miene zu verziehen. »Bei Frauen ist das manchmal so.«

Was verstehst du schon von Frauen? dachte Pamela bei sich, ohne es jedoch laut auszusprechen.

Dennoch erfolgte erstaunlicherweise die Antwort unverzüglich.

»Sie stecken voller Rätsel… es gibt keinen, die sie richtig kennt… das sagen alle… Rani, Björn… Pepe… sogar Whiss, obwohl der von Frauen keine Ahnung hat…«

»Wer ist Whiss…«

»Mein Erzeuger… aber jetzt wird die Luft langsam knapp und die Arme wollen nicht mehr so recht, nicht wahr?« sagte er plötzlich respektlos. Und wieder mit einer anderen Stimme. Wie Whiss war auch Blobb-Blobb ein wahres Stimmenphänomen und konnte viel imitieren. »Du wünschst dir nichts sehnlicher, als wieder festen Boden unter den Füßen zu haben, nicht wahr?«

»Gedanken lesen kannst du auch noch«, sagte Pamela Kilian leise. Der kleine Bursche hatte wirklich recht. Plötzlich kamen ihr Bedenken, ob sie sich nicht doch zuviel zugemutet hatte.

»Man tut was man kann.« Die Bemerkung aus dem kleinen Mund schien fehl am Platz. Auf dem winzigen kahlen Schädel, der die Größe eines Fingernagels hatte, schob ’sich einer der dunklen Punkte in die Höhe und ragte schließlich wie ein dünner Fühler aus dem Kopf. »Keine Sorge… ich schaff das schon…«

Wahrscheinlich nimmst du mich unter beide Arme und ziehst mich an Land, dachte Pamela.

»Nein, nicht auf so primitive Art«, lautete die entrüstete Bemerkung Blobb-Blobbs. Wieder zeigte er damit, daß er Pamela Kilians Gedanken und Gefühle genau kannte. Seine telepathische Begabung war offensichtlich.

Seine Worte waren noch nicht verklungen, als es schon geschah.

Pamela Kilian hatte plötzlich das Gefühl, als würde sie von starken Armen gepackt und durch das Wasser gezogen.

Sie spürte einen Luftzug.

Dann war der Boden unter ihren Füßen nicht mehr naß, sondern sandig.

Sie befand sich am Strand, ohne im ersten Moment zu wissen, wie sie hierher gekommen war!

Doch der Boden, den sie für fest hielt, gab nach.

Sie sank ein…

Der Untergrund war weich, porös, Treibsand…

Pamela gab einen erschreckten Schrei von sich und spreizte unwillkürlich die Arme, um nicht noch weiter zu versinken.

Bis zum Hals steckte sie im Sand, als hätte sie jemand darin eingebuddelt.

»Was soll das?« fragte sie verwirrt.

Blobb-Blobb seufzte, verdrehte die Augen und zog den ausgefahrenen Fühler wieder ein. »Wie man's auch macht – man macht's verkehrt…«, murrte er und kratzte sich mit einer sehr menschlichen Geste am rechten Ohr. »Das Rätsel Frau bleibt unlösbar. Das verstehe, wer will… da ist man als Telepath noch überfordert… Ich rette dich aus den Fluten, weil ich merke, daß deine Kräfte nachlassen, und buddel dich gleichzeitig in den Sand ein, als ich merke, daß Alan dort drüben aus der Hütte kommt, damit er dich nicht nackt sieht… Wenn du allerdings willst, daß er dich so sieht, dann…«

Noch während er sprach, glitten zwei der winzigen Noppen aus seiner Schädeldecke. Im gleichen Augenblick meinte Pamela Kilian, von der Tiefe her wie auf einem Stempel emporgedrückt zu werden.

Der Sand rieselte über ihre Arme und Brüste.

Sie starrte zu der angegebenen Hütte.

Alan Kennan kam tatsächlich zwischen den Palmen an den Strand herunter.

Und sie war nackt!

»Nein, nicht!« rief sie.

»Also, was denn nun?« maulte Blobb-Blobb, und sein Feixen sprach Bände. Das Spiel schien ihm große Freude zu bereiten. »Hinein in den Sand – oder raus?«

»Natürlich hinein.«

»Aber eben wolltest du doch noch raus.«

»Das auch – aber doch nicht so… Meine Kleider…«

»Die kriegst du auch, Pamela. Du mußt nur sagen, was du willst.«

Slip, Rock und Bluse, die im Schatten der Palme lagen, erhoben sich wie von Geisterhänden aufgenommen und schwebten auf sie zu. Der Rock legte sich wie eine Plane über ihren Kopf und deckte die junge Engländerin zu…

*

Noch ehe Alan Kennan den stillen Platz am Strand erreichte, schlüpfte Pamela von oben in ihren Rock und stand einen Moment mit entblößtem Oberkörper, ehe sie auch die Bluse überzog.

Dann war Alan Kennan heran.

»Ich habe dich schon gesucht«, sagte er und legte den Arm um ihre

Schultern. »Alles okay?«

Er hatte von alledem nichts mitbekommen.

Blobb-Blobb hockte winzig und verloren auf einem Palmwedel und schaukelte sanft im Wind.

Pamela nickte. »Ich fühle mich sehr wohl hier. Aber das wird wohl bald ein Ende haben.«

»Und weshalb sollte es das?«

»Ich kann nicht ewig hier bleiben.«

»Niemand verbietet es dir.«

Sie lächelte gedankenversunken und ging an seiner Seite am Strand entlang. »Danke, aber es gibt in London noch einiges zu tun, Alan…«

»Ich komme gerade von dort.« Und jetzt sah sie, daß er in der anderen Hand eine zusammengefaltete Zeitung trug. »Dein Verschwinden aus der Nervenheilanstalt hat einigen Staub aufgewirbelt. Man sucht dich wie die berühmte Stecknadel im Heuhaufen. Hier ist sogar ein Bild von dir in der Zeitung.«

Er blieb stehen und entfaltete das Blatt. »Die Polizei bittet jeden, der dich sieht, sofort zu melden. Man bezeichnet dich als gemeingefährlich und nimmt an, daß du wieder bewaffnet bist. Sich in London sehen zu lassen, wäre das Verkehrteste, was du machen könntest, Pam…«

»Ich muß in meiner Wohnung einiges erledigen, in Billys Wohnung… im Büro… am Grab… es gibt so viel zu tun…«

»Das alles hat Zeit. Laß' erst Gras über deine ›Flucht‹ wachsen. Dann kannst du dich noch immer um diese Dinge kümmern… Falls du hier weg möchtest, steht dem natürlich nichts im Weg. Ein Wort genügt, und ich bringe dich nach Rio, Paris, Wien oder New York. Dort kannst du einen Bummel unternehmen, so lange du willst. Wenn du genug hast, sag' mir Bescheid, und ich bringe dich wieder nach Marlos zurück. Und wenn du erst einige Wochen hier bist, kannst du selbst kommen und gehen, wie es dir beliebt. Die Insel wird dich verwandeln, wie sie uns alle verwandelt hat.«

Pamela Kilian setzte zum Sprechen an, als sie plötzlich stutzte. »Alan…«, rief sie entsetzt aus.

»Was ist denn?«

Sie hatte zwei Spalten weiter unten einen Artikel entdeckt, der die folgende Überschrift trug:

»Mysteriöser Mord auf dem North-Cemetery. Friedhofsverwalter die Kehle durchgebissen. Grab eines Privatdetektivs leer!«

Sie las es vor mit tonloser Stimme.

»Alan«, wisperte sie entsetzt und wurde weiß wie ein Leintuch. »Hast du das auch schon gelesen?«

»Ich habe die Zeitung gekauft und mit hierher gebracht, Pam… Nein, das habe ich noch nicht gelesen. Ich hätte es nachher noch

getan. Gerade nach den Vorfällen mit dir war damit zu rechnen, daß noch einiges nachkommt.«

Er las den Artikel Zeile für Zeile. Sein Gesichtsausdruck wurde hart.

»Das kann mit dir zu tun haben, Pam«, sagte er dann. »Die Dämonen quälten dich in deinem Zimmer in der Anstalt, ließen dich nicht in Ruhe… nun haben sie sich offensichtlich mit dem Grab deines Partners beschäftigt. Ich gehe der Sache sofort auf den Grund.«

»Ich komme mit, Alan…«

*

Die Stadt der tausend Türme war ein einziges großes Labyrinth.

Alle Gebäude und Türme waren durch Verbindungstunnel, Gänge, Korridore oder Brücken miteinander verbunden.

Danielle de Barteaulieé und Rani Mahay liefen durch den Palast und riefen immer wieder den Namen des Freundes.

Dabei warfen sie hin und wieder einen Blick durch die Fenster, hinter denen sich grauer Nebel ausbreitete, so weit das Auge reichte.

»Mit der Stadt stimmt etwas nicht… sie scheint einen Defekt zu haben«, murmelte der Inder. »Und wir sind darauf reingefallen… wir haben uns benommen wie Anfänger, Danielle.«

Sie mußte ihm im stillen recht geben.

Immerhin war mit dem Auftauchen der Wahnsinns-Kugeln etwas eingetreten, was ihre Situation von Grund auf plötzlich änderte. Wie lange sie sich in den Kugeln aufgehalten hatten, wußte keiner von ihnen.

Gerade in dieser Zeit, als auch Björn sich nicht in Gigantopolis aufhielt, konnte etwas geschehen sein, von dem niemand etwas mitbekam.

Hatte die Psyche der Stadt sich selbständig gemacht? War sie eingetaucht in einen anderen Raum, in eine andere Zeit?

Es gab unzählige Möglichkeiten.

»Das Amaltalgonn«, sagte der glatzköpfige Inder, während er der Französin vorauseilte. »Das ist die Schaltzentrale… Vielleicht geht es von dort aus. Dort erhielt Björn seine ersten Informationen, dort wird über Wohl und Wehe der Stadt entschieden.«

Das ›Amaltalgonn‹ war so etwas wie ein Heiligtum.

Es war Sammlungsort, Bibliothek und Mausoleum in einem. Das mächtige Tor zu diesem Saal wurde von einer ewig lebenden Schlange bewacht, mit der sie alle schon mal zu tun hatten.

In dem rätselhaften und geheimnisvollen ›Amaltalgonn‹, dem Heiligtum der Schöpfer der Fliegenden Stadt, standen Tausende von lebensgroßen Ton- oder Keramikfiguren, die ganz offensichtlich die

früheren Bewohner von Gigantopolis darstellten.

Die Schritte der beiden einsamen Menschen hallten durch die Korridore, die sie passierten, die manchmal wie Brücken gewaltige, in unauslotbare Tiefen führende Abgründe überspannten.

Rani und Danielle erreichten den Gang, der in den riesigen Turm führte. Hunderte von gewundenen Treppen lagen vor ihnen.

Sie begannen mit dem Aufstieg.

Das Amaltalgonn war ein besonderer Ort. Vielleicht hatte Björn Hellmark sich dorthin zurückgezogen, um der dort befindlichen Lichtkugel weitere Hinweise zu entnehmen, die ihr Leben und das Schicksal von Gigantopolis betrafen…

Rani blickte in die stumpfe, drohende Höhe.

Bis auf die Geräusche, die sie durch das Nach-oben-Laufen selbst verursachten, war alles unheimlich still.

Schon das gefiel ihnen nicht.

Die Polypen-Schlange gab keinen Laut von sich und mit keiner Bewegung zu verstehen, daß sie das Heiligtum der Soomans nach wie vor bewachte. Dies schließlich war ihre Aufgabe. War etwas geschehen? Hatte jemand einen Weg gefunden, die angeblich unsterbliche Wächter-Schlange doch zu töten?

Dann kam ihrer Meinung nach nur einer in Frage: Molochos, der Dämonenfürst, nach wie vor am Leben und von dem Gedanken beseelt, Hellmark und seinen Mitstreitern den Garaus zu machen.

Wie eine gigantische Röhre lag der Treppenaufgang vor ihnen. Das rohe Mauerwerk jenseits der Stufen war mit unheimlichen Reliefs geschmückt.

Bei den Darstellungen handelte es sich ausschließlich um Schlangen und anderes kriechendes Getier.

Wie ein Stalagmit ragte der etwa dreißig Meter hohe Turm vor ihnen in die Höhe. Die Treppe schlängelte sich an den runden Wänden entlang. In der Mitte befand sich der gähnende Abgrund, der immer tiefer wurde, je höher sie stiegen.

Die Treppen waren so eng, daß Rani und seine Begleiterin nur hintereinander gehen konnten.

Schon einmal waren sie diesen Weg gegangen, damals, mit Hellmark, als dieser aufgrund der Hinweise eines Sterbenden die Wächter-Schlange und den Eingang des Amaltalgonn suchte.

Rani und Danielle hielten sich dicht an der runden Innenwand. Rechts neben ihnen gab es kein schützendes Geländer, an dem man sich festhalten konnte. Wer hier strauchelte, riskierte, in die Tiefe zu stürzen und zu zerschmettern.

Noch wenige Stufen, dann hatten sie die Plattform erreicht, auf der sich das Tor zu dem rätselhaften Saal befand.

Rani blieb stehen. Schon jetzt hätte man sie sehen müssen – die

Polypen-Schlange, die normalerweise wie ein Wolkenmeer unterhalb des Turmdaches hing, eine gewaltige Fleischmasse, ein gigantischer Schlangenleib, in dem sich andere verbargen.

»Nichts«, sagte er tonlos. »Sie… ist tatsächlich verschwunden…«

Die Schlange war ein Zeichen des ewigen Lebens und der Unveränderlichkeit in Gigantopolis.

»Warum ist sie verschwunden?« Danielle drängte sich von hinten an den Mann, an den sie ihr Herz verloren hatte. Sie hielt seinen Arm umklammert, und ihr schauderte vor einem Blick in die schwindelerregende Tiefe zu ihrer Rechten.

»Wenn wir das wüßten, wären wir schlauer.« Rani griff in seine Hosentasche und nahm ein zusammengefaltetes Tuch heraus, das seidig schimmerte, weich war und eine gewisse Ähnlichkeit mit einem abgeschnittenen Damenstrumpf hatte. Es war die Dämonenmaske, die so unscheinbar aussah, wenn sie nicht über den Kopf eines Menschen gestülpt war.

Er hielt sie griffbereit.

»Vielleicht ist einer von den Finsterlingen in der Nähe, wer weiß…«, sagte er leise. »Besser, sich darauf einzustellen, als zu spät zu reagieren.«

Noch ein paar Stufen weiter hoch – und dann lag das Portal vor ihm, das aussah wie ein Himmelstor aus einem phantastischen Märchen.

Dieses Tor hätte normalerweise mit dem Gigantenkörper der wachenden Schlange verdeckt sein müssen. Doch es lag frei vor ihm. Eine goldfarbene Fläche, aufgetrieben wie von gewaltigen Hammerschlägen. Die Fabelwesen ringsum an der Wand schienen jede Bewegung der beiden Menschen zu verfolgen, die sich hierher in dieses Heiligtum begeben hatten.

Keine Klinke und kein Schloß…

Noch ein Schritt auf das Tor zu. Was würde geschehen?

Rani hielt den Atem an, als die beiden Torhälften lautlos auseinanderglitten und ihm den Weg in den riesigen Saal freigaben.

Der Inder war auf einen Überraschungsangriff eingestellt und hielt die Hand schon in die Höhe, um die wirkungsvolle Dämonenmaske sofort überzuziehen.

Aber da war niemand, den er fürchten mußte.

Das Bild, das er schon kannte, bot sich seinen Augen.

Da waren die aufrecht stehenden, mannsgroßen Gestalten. Hunderte, Tausende… sie standen wie die Soldaten in Reih’ und Glied beisammen und bildeten lange Kolonnen. Männer und Frauen, die an einem Festzug zu Ehren ihres Herrschers teilzunehmen schienen.

Soldaten und fröhlich dreinschauende Mädchen… Statuen aus Keramik, Marmor oder Elfenbein. Tausende von Künstlern mußten

hier jahrelang Tag und Nacht gearbeitet haben, um die Arbeit zu vollenden. Das Faszinierende und Einmalige nämlich war, daß man nicht nach einer vorgefertigten Form eine Figur nach der anderen gegossen hatte – sondern daß jede einzelne ein Original war, unverwechselbar, typisch, persönlich…

Rani Mahay überschritt die Schwelle. Seine Blicke gingen über die scheinbar endlosen Reihen und Abordnungen hinweg. Hier war ein ganzes Heer aufgestellt, zur Erinnerung an eine große Zeit in dieser Stadt, zur Erinnerung an die Soomans, die einst den Sternenkristall suchten und auch fanden…

Unverändert?

Er mußte seinen ersten Eindruck revidieren.

»Danielle…«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Sieh genau hin… fällt dir etwas auf…?«

Auch sie merkte im ersten Moment die Veränderung nicht.

Doch dann nickte sie. »Es fehlen welche… Rani… zwischen den Gruppen… gibt es Lücken…«

»Also war in der Zwischenzeit, während wir in den Wahnsinns-Kugeln eingeschlossen waren und dann nach Björn und den anderen suchten – jemand hier…«

»So sieht es aus… Offenbar handelt es sich um den gleichen, der uns angelockt und nun entführt hat. Und wir wissen noch immer nicht, wohin…«

Sie bewegten sich wie zwei aufmerksame, zurückhaltende Kinder zwischen den hunderten von Gestalten.

Dies Panoptikum mit Gestalten aus der Vergangenheit weckte ihr Interesse und ihre Neugier.

Rani und Danielle näherten sich einer Lücke. Hier fehlten zwei Krieger. Es gab jedoch keine Spuren, die bei der Entfernung der Statuen den Verdacht auf Gewalt aufkommen ließen.

Danielle de Barteaulieé ging zwischen den mannsgroßen Gestalten entlang und nahm sie näher in Augenschein.

Einige von ihnen waren mit farbenprächtigen Uniformen bekleidet. Aufgemalte Uniformen. Auch die Kleider und weitschwingenden Röcke der Frauen und Mädchen waren gemalt.

Die unheimliche Stille war ebenfalls etwas, das sie vom erstenmal her nicht kannten.

Der wispernde Ruf ›Amaltalgonn‹, der die Säle erfüllt hatte, was verstummt…

Was war geschehen?

Plötzlich zog Danielle geräuschvoll die Luft durch die Nase.

»Rani!« rief sie erschrocken.

Mahay wirbelte herum.

»Schau’ dir das an! Die Farbe an ihren Gewändern und Uniformen

– wirkt teilweise seltsam blaß, als würde sie ausbleichen…«

Sie hatte recht.

Wenige Schritte weiter machten sie eine andere seltsame Entdeckung.

Da standen zwei, drei Statuen, die aussahen wie Rohlinge. Bleich, marmorhaft weiß… als hätte man sie eben erst aus dem Atelier des Meisters hergeschafft und nun schienen sie darauf zu warten, mit Farbe angemalt zu werden.

Ein drittes war zu sehen, etwas, das sie beide entsetzte.

Die weiße Haut der Statue, die schräg neben Danielle stand, veränderte sich erneut.

Rote Punkte zeigten sich auf der porösen Oberfläche.

Rani Mahay zuckte zusammen.

Die Absonderungen an dem bleichen Leib nahmen zu und zeigten sich auch an den Statuen in den anderen Reihen.

Aus hunderten von steinernen Poren sickerte der rote Saft hervor. Er kam auch aus den Augenwinkeln der Steinernen.

Mahay hielt vorsichtig den’ Finger daran und tupfte etwas von der klebrigen Flüssigkeit darauf.

»Blut!« murmelte er entsetzt.

Die Statuen schwitzten und weinten Blut!

*

Der blonde Mann, der schlafend gegen den blutwarmen Kristallfelsen lehnte und ein Schwert auf den Knien liegen hatte, atmete tief und ruhig. Er war erschöpft, und sein Körper forderte diese Erholungspause.

Dennoch sackte er nicht so tief weg, daß eine Kanone neben ihm unbemerkt hätte abgeschossen werden können.

Das geringste Geräusch, das in sein Unterbewußtsein drang, genügte, um ihn sofort zu wecken.

Seine Sinne waren in tausend Gefahren geschult. Doch was sich ihm näherte, kam lautlos…

Zwischen den Felsen hinter ihm schwebte der Schatten mit lautlosen Flügelschlägen heran.

Es war ein riesiges Tier, ein Mittelding zwischen überdimensionaler Fledermaus und urwelthafter Echse.

Die Flügel hatten eine Spannweite von acht Metern, die Flughäute schimmerten rötlich-grün und waren transparent, so daß das pulsierende Licht der Kristallfelsen sich noch darin zeigte.

Das Flugwesen wirkte auf den ersten Blick unheimlich und lebensbedrohend.

Kopf und Hals waren langgestreckt und wirkten wie eine Lanze

zwischen grotesken Flügeln, die sich kaum bewegten und sanft die milde Luft, die zwischen den Bergen aufstieg, vorbeigleiten ließen.

Die Augen links und rechts in dem spitzen Schädel mit den dolchartig gebogenen Zahnreihen, glühten wie das Feuer in der Hölle. Und die Hölle selbst schien dieses erschreckende Geschöpf ausgespien zu haben.

Die eingezogenen Beine waren dicht behaart und mit rasiermesserscharfen Krallen besetzt: Ein vampirisches Nachttier, noch nicht lange in dieser Region Xantilons verbreitet… Seit die Schergen und Kämpfer der Dämonengöttin Rha-Ta-N'my Jagd auf Menschen machten, gab es auch blutrünstige Bestien, die nicht die Natur auf diesem Kontinent hervorgebracht hatte. Sie waren eingeschleppt worden, aus finsteren Welten, die völlig unter dämonischer Herrschaft standen.

Das Ungeheuer kam aus den zerklüfteten Gefilden des Nordens und hatte auf seinem Flug Menschen und Tiere geschlagen. Es war mit feinsten Spürsinnen ausgerüstet… und so ging plötzlich ein Ruck durch den speerartigen Köpf, als es die Witterung des Schläfers aufnahm.

Der riesige Körper glitt herum, die Winkelneigung der Schwingen veränderte sich. Die Bestie aus einer von Dämonen beherrschten Welt tauchte ein zwischen zwei Felsen – und erblickte den ahnungslos Schlafenden.

Das Geräusch der Luft, die leise an den bizarr ausgezackten Flügeln vorbeistrich, registrierte Björn Hellmark sofort im Unterbewußtsein.

Gefahr, signalisierte es ihm.

Er schlug die Augen auf und war sofort hellwach. Seine Hand zuckte zum Schwertgriff.

Da war der Schatten des Ungeheuers schon über ihm…

Alles ging rasend schnell.

Das ›Schwert des Toten Gottes‹ rutschte ihm von den Knien, ehe er es fassen konnte.

Die Bestie fuhr ihre Krallen aus und wischte über Hellmark hinweg, ehe dieser sich mit einem Sprung zur Seite aus dem Gefahrenbereich bringen konnte.

Björn Hellmark wurde gepackt und in die Höhe gerissen. Das Schwert flog gegen einen Kristallfelsen, und ein dunkler Ton hallte durch die Nacht, der *von* dem Pfeifen und Kreischen aus dem Rachen des Flugungetüms verschluckt wurde. Die von den heftig schlagenden Flügeln um Hellmark aufgepeitschte Luft half zusätzlich mit.

Björn Hellmark verlor den Boden unter den Füßen und hing zwischen den Klauen fest wie angewachsen. Die spitzen Krallen zerfetzten ihm Hemd und Hose' und bohrten sich wie glühende Nadeln in seine Haut.

Heiseres Krächzen erscholl. Es hörte sich an wie teuflisches Triumphgelächter.

Die Bestie schwang sich kraftvoll empor in die Luft und riß Björn Hellmark mit, der um sich schlug, in der Hoffnung, durch Widerstand die unangenehme Lage, in die er geraten war, doch zu verbessern.

Seine Fäuste knallten gegen den Leib der dämonischen Echse. Die Haut war wie ein Panzer, rauh und schuppig, und er schlug sich die Knöchel daran auf.

Trotz der Schmerzen kämpfte er verbissen weiter. Doch es half nichts.

Die dämonische Flugechse trug ihr Opfer davon, über die Felsen hinweg, tauchte ein zwischen Klüften und Schluchten und strebte dem Hinterland zu, der Region, die man das ›Land der steinernen Zauberer‹ nannte.

Dünne Nebelschleier mischten sich in das pulsierende Licht aus den Felsen. Im Zwielicht waren die Umrisse großer bewaldeter Flächen und vereinzelter, besonders hoch gewachsener Bäume wahrzunehmen. Feucht schimmerten kleine Seen und Teiche unter ihm.

Die Dämonenechse schwebte etwas in die Tiefe, so daß sie dem Wipfel eines hohen Baumes gefährlich nahe kam.

Was wie Gefahr aussah, wurde für Hellmark zur Chance, die er blitzschnell wahrnahm.

Der streckte sich. Spannung kam in seinen Körper, als er sich ruckartig nach unten sacken ließ und mit den Beinen gleichzeitig kraftvoll ausholte.

Er wollte sich mit den Füßen zwischen den Zweigen festhalten.

Er war auf den zu erwartenden Ruck, der dann durch seinen Körper gehen würde, eingestellt.

Er streifte die fleischigen Blätter und fühlte den harten Widerstand unter den Füßen.

Da packte er zu.

Beide Füße verhakten sich in der Astgabel, die er sich auserwählt hatte. Der Ruck kam. Aber der Versuch ging nicht erfolgreich aus.

Björn schrie.

Die Schmerzen rasten wie Feuer durch seinen Körper. Er glaubte, die Beine würden ihm aus den Gelenken gerissen. Sein Unterkörper bog sich weit zurück – dann krachte es. Die Astgabel wurde mitgerissen, die furchtbaren Krallen der Klauen bohrten sich noch tiefer ins Fleisch.

Die Flugechse ließ nicht los. Sie riß Hellmark mitsamt der Astgabel mit sich und krächzte heiser, während Geifer zwischen den dichtstehenden Zähnen hervor troff, die wie gewachsene Dolche zwischen den hochgezogenen, dunklen Lefzen schimmerten.

Die Landschaft unter dem Entführten hatte sich verändert.

Eine sanfte Ebene, das weite Land nach der Bergkette der Kristallfelsen, schien sich bis zum dunklen Horizont auszudehnen.

Steppe und bewaldete Landschaft wechselten unter ihm ab. Aber auch die typischen Merkmale der Kristallfelsen fehlten nicht. Die Felsen ragten jetzt allerdings nicht mehr Hunderte oder gar Tausende von Metern in die Höhe und bildeten keine Massive mehr, sondern flache Ebenen, die wie geschliffene Spiegel zwischen Waldungen, Lichtungen und Seen lagen.

Eine einmalig schöne Baumgruppe präsentierte sich genau im Flugwinkel der Echse, aus deren Krallen der Entführte sich nicht befreien konnte.

Die Bäume standen auf einem sanften Hügel. Unterhalb von diesem lag ein See, um den ein dichter Schilf- und Farnwald wuchs.

Diese Gegend war offensichtlich das Ziel des Flugungetüms.

Rasch sackte sie ab. Der Flugwind fuhr in Hellmarks Haare, kühlte seine erhitzte, schweißbedeckte Stirn und trocknete das Blut aus zahlreichen Wunden, die er sich bei der Auseinandersetzung mit dem Monstrum zugezogen hatte.

Aber – was war das?

Zwischen den drei dicht beisammenstehenden Wipfeln, die aussahen wie eine aus Holz und Blättern geformte Bergspitze, löste sich ein Schatten und schnellte wie ein Pfeil von der Sehne auf ihn zu.

Eine zweite Dämonenechse? Hatten sie hier ihren Horst? War er von dem Ungetüm als Nahrung für die Jungen entführt worden?

Er strampelte, schlug in verstärktem Maß um sich und ging dabei das Risiko ein, loszukommen und aus dieser Höhe in die Baumwipfel oder auf den Boden zu fallen. Das eine wie das andere konnte ihm das Genick brechen. Bei einem Sturz in die Wipfel hatte er allerdings eine geringe Chance, zwischen Blättern und Zweigen hängen zu bleiben und mit dem Leben davonzukommen. Was dann geschah, blieb zunächst dem Schicksal überlassen. Zog er sich geringere Verletzungen zu und blieb die Bewegungsfähigkeit, dann konnte er unter Umständen fliehen und sich irgendwo verbergen. Bei größeren Verletzungen war alles nur ein Aufschub gewesen, und er würde dort landen, wozu er offensichtlich von der Flugechse bestimmt war: im gut versteckten Nest eines Wipfels, um von den Schnäbeln der hungrigen Jungen wie ein Insekt verspeist zu werden…

*

Während er noch überlegte, liefen die wirklichen Ereignisse schon ab.

Der Schatten schoß auf ihn zu. Die Reaktion des Flugungetüms, das

ihn entführt hatte, erfolgte anders als erwartet.

Die Flugechse wich aus! Sie – wurde angegriffen!

In den Wipfeln erwartete ihn kein Partner und kein Nachwuchs, sondern ein Feind!

Im Sturzflug jagte die Dämonenechse an der Baumgruppe vorüber und verlor dabei an Höhe. Der Schatten des aus den Wipfeln hervorgebrochenen Gegners streifte Hellmark.

Dann sah er die kristallen schimmernde Erde unter sich, wenig später die glatte, spiegelnde Oberfläche des Sees.

Die Luft war erfüllt vom Flappen der Flügel, dem Rauschen der vorbeistreichenden Luft und dem Krächzen aus der Kehle der Flugechse.

Die Echse, die seinen hilflosen Körper noch immer fest umklammert hielt, versuchte zu entkommen, wollte sich offenbar die Beute nicht abjagen lassen. Aus dieser Sicht war es Hellmark egal, wer Sieger des begonnenen Kampfes sein würde. Ob der eine oder der andere. Auf der Strecke bleiben würde er allemal.

Der Luftkampf zwischen den beiden Giganten entwickelte sich rasend schnell und wurde erbittert ausgetragen.

Die Flugechse, an der Hellmark wie ein Anhängsel klebte, ließ sich erneut absacken, um dem Angriff des anderen, von dem Björn bisher nur einen Schatten gesehen hatte, zuvorzukommen.

Die dämonische Echse, die den Herrn von Marlos in Klauen hielt, war diesmal aber zu langsam. Ein Ruck ging durch ihren gepanzerten Leib, als der Gegner vorstieß und mit ganzer Wucht angriff.

Die Dämonenechse setzte sich mit wilden, blitzschnell geführten Schnabelhieben zur Wehr. Dies war nichts weiter, als eine Abwehrreaktion. Wichtiges Verteidigungsmittel aber waren die Krallen. Doch sie waren nicht einsetzbar, weil Björn Hellmark damit gehalten wurde.

Wenn die Echse loslassen würde…

Genau in diesem Moment, als ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, ließ das dämonische Flugmonster los!

*

Wie ein Stein fiel Björn Hellmark in die Tiefe, während die beiden Kontrahenten aufeinander losgingen und ihn überhaupt nicht mehr beachteten.

Unter ihm – der See!

Hoffentlich war es einer, und er verwechselte die schimmernde, ruhige Oberfläche nicht mit einer flachen Kristallfläche…

Da erfolgte der Aufschlag…

Wasser!

Es platschte in die Höhe, er stieß hinein und sank viele Meter tief, ehe der Auftrieb und seine eigenen Schwimmbewegungen das weitere Absinken verhinderten.

Weniger kraftvoll als erwartet kam er in die Höhe. Jede Bewegung strengte ihn an, und er hatte das Gefühl, flüssiges Blei statt Blut würde durch seine Adern strömen.

Diese Mattigkeit und Kraftlosigkeit… woher kam sie? Hatte er so viel Blut verloren, und dieser Verlust machte sich erst jetzt bemerkbar?

Er durchstieß mit seinem blonden Haarschopf die Wasseroberfläche und riß den Mund weit auf.

Sauerstoff! Endlich…

Gierig sog Hellmark die kostbare, lebenserhaltende Luft in die Lungen.

Vor seinen Augen tanzten feurige Kreise und schwarze Punkte.

Ein Schwächeanfall kündete sich an, offenbar doch der Blutverlust, eine andere Erklärung hatte er noch nicht dafür.

Hellmark versuchte tief und gleichmäßig durchzuatmen und blickte in die Höhe, während er mit ausholenden Schwimmbewegungen dem Ufer entgegenstrebte.

In der Luft über ihm war der Teufel los.

Er bekam die auf Tod und Leben ausgetragene Auseinandersetzung mit, als würde er durch mattes Glas blicken, als wurde sich viel Watte zwischen ihm und den beiden kämpfenden Echsen befinden.

Was war nur los mit ihm, mit seinen Sinnesorganen? Sie waren wie betäubt, wie gelähmt…

Das Kreischen schrillte gedämpft in seinen Ohren, die beiden riesigen Tiere hielten sich dicht über ihm auf. Schwarze Federn flogen über den See.

Erst jetzt hatte Hellmark die Gelegenheit, den Kontrahenten zu sehen, der in den Wipfeln auf seine Chance gelauert hatte.

Sein Herzschlag stockte, und ungläubiges Erstaunen zeichnete sein Gesicht.

Das andere – war keine Echse, ähnelte in keiner Weise dem Ungetüm, mit dem er im Clinch lag…

Ein Vogel!

Riesig in seinen Ausmaßen. Die Flügelspannweite entsprach der der Dämonenechse.

Der Körper des Vogels war mit dichten schwarzen Federn besetzt und nicht durch einen Schuppenpanzer geschützt wie die Flugechse, die mit ihrem lanzenartigen Schnabel einen Angriff nach dem anderen durchführte.

Der Kopf des Vogels!

Er erinnerte in der Form an einen überdimensionalen Hammer. Auf

diesem kantigen Schädel reihte sich ein Auge neben das andere…

Insgesamt sieben an der Zahl.

Was da in geringer Höhe mit einem dämonischen Wesen aus einer anderen Welt auf Leben und Tod kämpfte, war ein Schwarzer Manja, der heilige Vogel aus dem Truhen Xantilon!

Er zog sich an Land und atmete schwer.

Er starrte in die Luft und nahm die Umrisse der beiden Kontrahenten noch verschwommener wahr.

Sein Augenlicht wurde schwächer, ebenso sein Gehör.

Aber er ignorierte diese Zeichen einfach.

Was für ein Moment in seinem Leben!

Es war ihm vergönnt, einen Schwarzen Manja zu sehen, jene Vögel, die nur noch in Legenden und den Erinnerungen jener weiterlebten, die von der Existenz Xantilons wußten.

Wenige Exemplare hatte es gegeben, zu einer Zeit, als auf Xantilon paradiesische Zustände herrschten, als die Lehren der Priester der Weißen Kaste befolgt wurden.

Wie lange irrte er schon durch das urwelthafte Xantilon? Seit Wochen? Monaten? Jahren? Begonnen hatte die Odyssee mit der Ankunft seines Doppelkörpers. Macabros… Durch eine Kette unglücklicher Umstände konnte er sich nicht mehr mit ihm verbinden.

Macabros war durch die rätselhaften Männer in Schwarz in die Bereiche des Unsichtbaren verbannt worden. Wie viele unnötige Abenteuer und Situationen hätte er sich ersparen können, wäre sein Doppelkörper für ihn bewußt aktivier- und lenkbar gewesen.

Der Weg durch die Vergangenheit Xantilons war bisher ein einziger Kampf, einziges Entsetzen gewesen. Die Tage friedlichen Zusammenlebens, die Zeit eines großen Glücks, in der es zu einem bedeutenden kulturellen Aufschwung gekommen war – er hatte sie bisher nirgends auch nur andeutungsweise gesehen.

Der Zeitfluch des Tschonn… und nun der Bann Menats…

Immer wieder war es die Zeit, die in seinem Leben eine so bedeutende Rolle spielte und ihm schließlich einen Strich durch die Rechnung machte.

Er lief der Zeit nach und voran… die Zeit lief von ihm weg… weil nur in der kriegerischen Zeit die Möglichkeit bestand, seinem Leben ein Ende zu setzen.

Macabros… wo hielt sich sein Doppelkörper in diesem Moment wohl auf?

Carminia Brado, die Frau, die er liebte… welches Schicksal mußte sie erdulden? Hielt Molochos sie noch immer im Jenseits fest – oder hatte er sich längst etwas anderes einfallen lassen?

Der Eingang in das Totenland… der Fluß Skorokka, der dorthin führte… er mußte ihn suchen, das war seine Aufgabe…

Gigantopolis, die Stadt, die er Molochos abspenstig gemacht hatte und die nun seinem Willen unterstand… warum war sie nicht am alten Standort?

Die Gedanken überschwemmten ihn wie Bilder und Eindrücke einen Opiumraucher, der mit offenen Augen träumte und schlief.

Alles in ihm befand sich in Aufruhr, er wußte, daß er etwas tun mußte, um aus dieser Inaktivität herauszukommen. Nur Gedanken allein waren nicht die Lösung…

Er mußte handeln! Aber diese seltsame Betäubung, die seine Glieder schwer werden ließ, dauerte an.

Er warf alles durcheinander… Vergangenheit… Gegenwart… Zukunft… und wußte nicht mehr, wie die Dinge zusammenhingen, jede Logik fehlte ihnen…

Hingen diese Gedanken mit dem Auftauchen des Schwarzen Manja zusammen?

Die Augen des Schwarzen Manja wurden zu Stein, faustgroße, rubinrote Gebilde… sieben von ihnen hatte er besessen… Nein, nur sechs… die Existenz des einen war ihm vorgegaukelt worden, um die Dämonenfalle zuschnappen zu lassen.

Der Vorrat an Manja-Augen war zusammengeschrumpft – ein böses Omen?

Du hast das ›Schwert des Toten Gottes‹ verloren… fieberten andere Gedanken durch sein betäubtes Bewußtsein… aber der Armreif. Du besitzt noch Velenas Armreif… er ist mit neuer magischer Energie geladen und funktioniert wieder. Das bedeutet, du kannst dich unsichtbar machen… dreh’ den Armreif nach links – und man wird dich nicht mehr sehen… Die Dämonenechse wird dich nicht mehr finden, wenn sie siegreich aus diesem Kampf hervorgehen sollte.

Ich muß weg hier… etwas geschieht mit mir…

Zwischendurch war er zu einem klaren Gedanken fähig und fragte sich verwirrt, was die ganzen Eindrücke sollten, die ihn überfluteten.

Fieber… du wirst krank…

Die Wunden… sie schmerzten und brannten wie Feuer. Und er richtete sich auf, betrachtete seine zerschundenen Hände, die Stellen oberhalb seiner Hüften und seiner Brust, wo die Krallen ihn am stärksten erwischt hatten.

Sein Blick wurde klar, als er sich darauf konzentrierte, und was er sah, bewies ihm, daß sein Verdacht stimmte.

Die Wunden hatten sich verfärbt.

Rund um das verkrustete Blut hatte sich ein grünlicher Hof gebildet, ein kristallhartes Sekret, das an Grünspan-Ansatz bei Kupfer erinnerte.

Gift!

Es war durch die Krallen der Dämonenechse an seine Haut, in

seine Wunden gekommen und begann nun in seinem Blut und Gehirn zu wirken!

Er konnte nichts mehr sehen und hören, wußte nicht, wie der Kampf zwischen Manja und Dämonenechse ausging, und sank zurück auf das weiche, feuchte Moos. Dann legte er seinen müden Kopf auf die Seite, als wollte er nie mehr erwachen…

*

Soho…

London der Gegenwart.

Nacht, Leuchtreklamen, Menschen, Verkehr… In diesem Stadtteil lebte das Vergnügen vierundzwanzig Stunden am Tag.

Samstag-Nacht.

Die Vergnügungs-Süchtigen füllten die Striptease-Lokale, die Nachtbars und Discos.

Chromblitzende Wagen fuhren betont langsam in Straßenrandnähe. Mondäne Damen saßen am Steuer. Oft nur in Pelz gehüllt, sonst nichts darunter. Nackte Haut war zu sehen. Die Halbwelt hatte ihren großen Auftritt.

Die meisten Menschen, die zu den ›Aktiven‹ dieser Welt gehörten und auch die Passanten, die mehr oder weniger zufällig in die verrufensten Ecken und Winkel kamen, riskierten einiges bei ihren Vergnügungen. Geld… eine Schlägerei… nicht selten sogar ihr Leben.

Weil diese Ecke ein besonders heißes Pflaster war, patrouillierten Bobbies in kürzeren Abständen die neuralgischen Punkte, um Ausschreitungen nach Möglichkeit schon im Keim zu ersticken.

In dieser Nacht aber waren mehr Polizisten unterwegs als gewöhnlich.

Zwei Blondinen, die an einer Straßenecke standen, hochgeschlitzte und enganliegende Röcke trugen, setzten sich in Bewegung, als zwei Bobbies die Strauße entlangkamen.

»Da scheint heute ein Nest zu sein«, meinte die eine zu ihrer ›Kollegin‹. »So viele Uniformen hab’ ich schon lange nicht mehr gesehen.«

»Vielleicht Kunden, wer weiß«, grinste die Angesprochene und betrachtete ihr Konterfei in einem hellerleuchteten Wäschegeschäft, in dem Dessous und allerlei neckische Kleidungsstücke auslagen. Sie hob die Augenbrauen und, prüfte anhand ihres Spiegelbildes den Auftrag ihres Lippenstiftes.

»Kunden? Da lachen ja die Hühner… Bei dem Gehalt können sich die armen Kerle noch nicht mal ein anständiges Vergnügen leisten… Aber daß sie heute nacht so oft zu sehen sind, macht mich nervös. Da scheint was im Gang zu sein.«

»Vielleicht hat es mit dem Panther zu tun, der entsprungen sein soll.«

»Panther? Daß ich nicht lache!« sagte die erste wieder. »Wo soll denn hier ein Panther entsprungen sein? Haben wir denn irgendwo in London momentan einen Zirkus stehen?«

»Das nicht«, antwortete die große Blonde, die ihren Lippenstift überprüft hatte. Sie nahm eine Zigarette aus der Handtasche und zündete sie an. »Aber Zigeuner wurden am Hafen gesehen. Sie hatten einen Wagen dabei, in dem sie eine Raubkatze halten und die sie gegen Geld besichtigen lassen. Die Polizei vermutet, daß diese Sippe etwas damit zu tun hat… Ein Mann soll getötet worden sein. Durch den Biß einer Raubkatze…«

Petula, die Kleinere von beiden, deren Haar einen Schimmer dunkler war, zuckte die Achseln. »Egal, was es auch gewesen sein mag. Ich bin seit zehn Jahren hier – und in dieser Zeit ist kein einziger Panther durch Soho spaziert. Panther haben hier nichts zu suchen. Das ist ein Revier für Männer…«

Mit diesen Worten wandte sie sich um und ging die Straße bis zur Kreuzung vor. Zwei schmale, dunkle Gassen zweigten hier ab. Ein Mann, groß, hager, den Petula auf Mitte Dreißig schätzte, hatte sie von der Kreuzung aus taxiert und wandte nicht den Blick von der üppigen Blondine mit dem aufregenden Busen und dem runden Po. Petula konnte aus Blicken lesen.

Vergessen war das Thema ›Panther‹, von dem ganz London im Augenblick zu sprechen schien. Solange die Raubkatze nicht entdeckt war, mußte mit weiteren Zwischenfällen gerechnet werden. Jeder war gefährdet, und die Tatsache der verstärkten Polizeistreifen wies eigentlich darauf hin, daß die Behörden aus der Bevölkerung einen Hinweis erhalten hatten. Aber an diese Dinge dachte Petula nicht mehr, als sie sich dem vermeintlichen Freier näherte.

»Na, wie wär's mit uns beiden?« sprach sie ihn lachend an. »Heut' ist ein besonderer Tag… ich hab' ausgezeichnete Laune, und das wirkt sich auf die Preise bei mir aus…«

»Warum nicht?« entgegnete der Fremde. Er trug einen Hut, den er tief in die Stirn gedrückt hatte. Seine Haut war krankhaft blaß, beinahe wächsern. Der Anzug war zerdrückt.

»Hast du überhaupt Geld dabei?« fragte Petula plötzlich mißtrauisch.

»Klar… Wo wohnst du?«

Sie deutete auf die andere Straßenseite. Dort befand sich neben der Nachtbar ›Cabaret‹ eine dunkle Toreinfahrt, die in einen Hinterhof führte. »Der Eingang liegt auf der anderen Seite des Gebäudes.«

»Also – worauf warten wir noch? Gehen wir…«

Der Fremde ging an ihrer Seite.

»Übrigens – ich heiße Petula«, stellte die Blonde sich vor.

»Ich Billy.«

Sie passierten die Toreinfahrt und gelangten in den Hinterhof.

Die hohen, düsteren Häuser auf der anderen Seite der Begrenzungsmauer wirkten wie riesige Grabsteine, die die Mauer überragten und den Hof eng und schmal wirken ließen: Ein feuchter, kalter Platz, den auch mitten im Sommer nie ein Sonnenstrahl traf.

Petula ging an der Hauswand entlang. Kurz vor der Tür zog ihr Freier sie an sich.

Petula meinte, er wolle sie küssen, und so wandte sie ihm das Gesicht zu.

Ihre verführerisch roten, feucht schimmernden Lippen öffneten sich leicht.

Da packten harte Hände zu.

»He – nicht so grob!« beschwerte sich Petula.

Sie sah in das Gesicht vor sich, das nichts mehr Menschliches an sich hatte.

Ein Raubtiergebiß tauchte vor der Frau auf, heißer Atem schlug ihr entgegen, und in den großen, kaltglitzernden Pupillen las sie Mordgier – und ihren Tod…

*

Petula schrie gellend auf, warf sich herum und rannte los.

Die Pranken zerfetzten ihre dünne Bluse, so daß die Prostituierte mit entblößtem Busen stand. Sie kam zwei Schritte weit und schrie noch immer wie von Sinnen.

Da war die Raubkatze wieder bei ihr.

Petulas erster Schrei hatte die Kollegin an der Straßenecke alarmiert.

Die Blonde lief zuerst los. Dann ertönte der schrille Pfiff einer Polizeipfeife. Im Nu herrschte auf der Straße ein wirres Durcheinander, liefen und schrien Menschen durcheinander, ohne zu wissen, was los war.

Die Kollegin der Prostituierten Petula erreichte den Hinterhof zuerst. »Hierher!« brüllte sie, als die beiden Bobbies, die sie vorhin beobachtet hatten, die Straße entlangkamen.

»Petula«, wisperte sie, als sie die blutüberströmte Gestalt in der Dunkelheit – nur wenige Schritte vom hinteren Hauseingang entfernt – liegen sah.

Einige Meter daneben lag die geöffnete Handtasche, der Inhalt war im Hof verstreut.

Petula atmete, lebte…

Ihre Freundin beugte sich über sie, während die Bobbies in den

dunklen Hinterhof rannten. Zwei Taschenlampen flammten auf und rissen die gespenstische, unwirkliche Szene aus dem Dunkeln.

»Der… Panther…«, stammelte die Frau am Boden.

Ihre Augen waren vor Schreck weit aufgerissen. »Er… hier… im Hof…«

Eine große Wunde klaffte an ihrem Hals, breite, blutige Streifen liefen über ihren Oberkörper.

»Der Kerl, mit dem du weggegangen bist… ich habe gedacht, daß er dich…«

Kaum merklich schüttelte die am Boden Liegende den Kopf.

Über das Handfunkgerät alarmierte ein Bobby Kollegen in einer nahen Straße. Ein Arzt und ein Krankenwagen wurden angefordert, und die Gruppe, die zum Einfangen des bisher zweimal gesichteten entlaufenen Panthers bereitstand, wurde benachrichtigt. Das Einsatzfahrzeug mit diesen Männern machte sich auf den Weg.

Während der eine Bobby sich um die Verletzte kümmerte, drehte der andere eine erste Runde im Hof und leuchtete in die hintersten Ecken und Winkel, um nach dem vermeintlichen Raubtier zu sehen. Nirgends gab es aber eine Spur von ihm.

Statt dessen stieß er auf einen hageren, bleichen Mann, der in einer Ecke kauerte und vor sich hindöste.

»He… aufwachen, Alter!« Der Bobby rüttelte den Fremden an den Schultern.

Der Mann gab ein dumpfes Murren von sich. Alkoholgeruch ging von ihm aus.

»Was ist denn los?« antwortete er benommen. »Was wollt ihr denn von mir?«

»Wissen, ob du etwas gesehen hast… besser du verschwindest. Hier soll ein Panther rumlaufen…«

»Panther? Mann…, bin ich denn im Zoo gelandet oder im Zirkus?«

Schwerfällig schraubte er sich in die Höhe. Dabei verrutschte der breitkrempige Hut ein wenig. Ein kahler Schädel leuchtete darunter hervor, und eine frische rote Operationsnarbe, die um den ganzen Kopf lief, war zu erkennen…

Dieser Mann war Billy Sheridan.

Aber niemand erkannte ihn, und niemand kümmerte sich um ihn, als er mit unsicheren Schritten aus dem Hinterhof wankte, in dem wenige Minuten später eine großangelegte Suche nach dem vermeintlichen Panther begann.

Pamela Kilian hätte diesen Mann, der in der Menge untertauchte, und um den sich niemand mehr kümmerte, sofort als ihren verstorbenen Freund und Partner identifizieren können.

Nur – die Stimme wäre auch ihr fremd vorgekommen.

Es war die Stimme des Dämons, die im Kopf von Marilyn Cooner

erklungen war und ihn zu einigen merkwürdigen Dingen angeleitet hatte…

*

Zur gleichen Zeit, als die Suche nach dem Panther auf Hochtouren lief, hielten sich Alan Kennan und Pamela Kilian in London auf.

Der mysteriöse Leichenraub war eine Sache, der Alan auf dem schnellsten Weg nachgehen wollte. Wo Außergewöhnliches passierte, mußte nachgeforscht werden. Auf eine andere Weise, wie es sonst Sache der Polizei war.

Alan hatte Pamela auf deren Wunsch mitgenommen.

Sie waren in ein Haus nahe am Hydepark teleportiert. Das im vierten Stock liegende Apartment wurde von einem Paar namens Wainling bewohnt. Wainling arbeitete als Auslandskorrespondent der Zeitschrift ›Amazing Tales‹. Dieses Blatt wurde von dem Verleger Richard Patrick herausgegeben und erschien weltweit. Patrick und seine Mitarbeiter waren ständig auf der Suche nach ungewöhnlichen und mysteriösen Ereignissen, die ins Gebiet des PSI und der Grenzwissenschaften überhaupt gehörten.

Alan sah Pamela an. »Du hättest auf Marlos bleiben sollen«, sagte er, ehe er die Klingel betätigte. »Du siehst sehr blaß aus.«

Das stimmte. Ihre blasse Gesichtsfarbe wurde noch verstärkt durch das rote Haar, das in scharfem Kontrast dazu stand.

»Geht es dir gut?« fügte er besorgt hinzu.

Sie nickte. »Es ist alles in Ordnung mit mir, Alan. Ich muß all das, was ich in den letzten Tagen erlebt habe und noch immer erlebe, erst irgendwie verdauen… Dazu gehört auch die unkonventionelle Art und Weise des Reisens von einem Ende des Globus zum anderen…« Sie lächelte. »Es sind noch keine drei Atemzüge her, da war ich noch auf einer Südsee-Insel. Kurz vorher habe ich noch im Pazifik gebadet und wäre fast untergegangen, was ich übrigens jetzt noch nicht begreife. Ich hielt mich bisher für eine gute Sportlerin und noch bessere Schwimmerin, und im Nachhinein kommt mir erst zu Bewußtsein, daß ich eigentlich gar nicht so weit hinausgeschwommen war, daß mich meine Kräfte hätten verlassen können. Ich verstehe das nicht…«

»Aber ich verstehe es, Pam.« Sie redeten miteinander, als wären sie seit einer halben Ewigkeit zusammen und nicht erst seit ein paar Tagen. »Da steckt Blobb-Blobb dahinter. Er hat ein wenig nachgeholfen.«

»Nachgeholfen? Aber wie denn?«

»Auf die gleiche Weise, wie er dich schließlich an Land geschafft hat. Alles, was auf dem Gebiet des PSI möglich ist, der Winzling ist dazu in der Lage.

Telepathie, Apportation, Telekinese und Teleportation gehören ebenso zu seinem Repertoire wie Materieumwandlung, und was es alles der feinen Dinge mehr gibt… er übt noch. Wie ein Kind, das spielt, wie ein Tier, das sich im Spiel mit den Artgenossen herumbalgt – so probt er seine Kräfte. Du warst in jenem fraglichen Augenblick, als du allein mit ihm warst, das geeignete Versuchskaninchen…«

Pamela wurde noch blasser. »Willst du damit sagen, daß der winzige Kerl mich extra in Gefahr gebracht hat, nur um auszuprobieren, ob er mich auch retten kann?«

»Er ist in einer Phase seiner Entwicklung, wo alles möglich ist. Er ist klein und frech, wie ich dir schon sagte.«

Er wollte noch etwas hinzufügen, wurde jedoch unterbrochen, als hinter der Tür Schritte erklangen.

Dann wurde geöffnet.

Eine Frau in mittleren Jahren, das Haar hochgesteckt, mit einem saloppen violetten Hausanzug bekleidet, öffnete.

»Mister Kennan«, sagte sie verwundert. Es handelte sich um Mrs. Wainling. Sie kannte Alan, der schon einige Male in der Wohnung mit ihrem Mann gesprochen hatte. Richard Patrick hatte diesen Kontakt selbst zustandegebracht und Wainling aufgefordert, jede Information, die einer von Hellmarks Freunden haben wollte, weiterzugeben. »So spät noch in London? Sie wollen bestimmt George sprechen…«

»Richtig.«

»Das tut mir leid. Er hat vor wenigen Minuten das Haus verlassen… Aber bitte, so treten Sie doch näher, ich…«

»Vielen Dank, aber wir haben die Zeit nicht… Hat George eine Nachricht hinterlassen?«

Die Frau nickte. »Für den Fall, daß Sie nach ihm fragen sollten, soll ich Ihnen sagen, daß er in den Nachtclub ›Cabaret‹ in Soho gefahren ist. Dort soll angeblich der Panther gesehen worden sein, den die Polizei den ganzen Tag schon sucht.«

»Danke, Misses Wainling. Das war alles, was ich wissen wollte.«

*

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé sahen sich an.

Sie hatten beide schon die unglaublichsten Abenteuer erlebt und waren mit vielen Rätseln konfrontiert worden. Hier im Amaltalgonn kam ein neues hinzu.

Vor ihren Augen veränderten sich die geheimnisvollen Gestalten, die seit Jahren, vielleicht sogar seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden hier standen.

Und nun sickerte Blut aus der porösen Oberfläche und den Augenwinkeln, lief über die helle, steinharte Oberfläche – und

veränderte deren Aussehen. Was weiß und hart wie Marmor gewesen war – nun sah es aus wie menschliche Haut, leicht rosa, fühlte sich weich und warm an.

Das Blut tropfte nicht zu Boden, folgte nur dem Gesetz der Schwerkraft und verschwand in den Füßen, als würden sie die Flüssigkeit wie ein Schwamm aufnehmen.

Es war ein Kreislauf, in dem nichts verloren ging.

Die Gestalten hatten zuvor schon in ihrer steinernen Erscheinungsform unglaublich lebensecht gewirkt. Aber nun - lebten sie wirklich!

Die Brustkörbe der umstehenden ›Statuen‹ hoben und senkten sich, der Glanz in den Augen wurde stärker, in die Lippen kam Blut.

Die nackten Figuren bewegten sich und setzten sich wie in Trance in Bewegung, als hätten sie einen lautlosen Ruf empfangen.

Keiner von ihnen kümmerte sich um die beiden Menschen. Rani und Danielle schienen für sie nicht zu existieren.

Drei, vier verließen ihren ursprünglichen Standplatz und liefen zwischen den Reihen derer entlang, die teilweise noch unverändert waren, während andere schon die Blutmerkmale zeigten.

Dann waren es zehn, schließlich zwanzig und dreißig, die durch das Amaltalgonn gingen. Sie schlugen alle die gleiche Richtung ein, als zöge es sie an einen ganz bestimmten Ort.

»Sehen wir uns an, wohin sie gehen… vielleicht erfahren wir dadurch mehr«, bemerkte Rani unvermittelt, und man merkte ihm an, daß er ganz unter dem Eindruck des rätselhaften Geschehens stand.

Die aus Stein erwachten, nackten Gestalten strebten der hintersten Wand zu. Hier war die Halle zu Ende. Was sollten sie hier?

Rani und Danielle beschleunigten ihre Schritte, um den Anschluß nicht zu verpassen.

»Ich werde verrückt!« entfuhr es Mahay unwillkürlich. »Die Wand – ist durchlässig!«

Das hatten sie bisher nicht gewußt.

Sie sahen, daß die lebenden Statuen vor der Wand nicht halt machten, sondern einfach weitergingen.

Als Björn Hellmark das erste Mal mit den Freunden das geheimnisvolle ›Amaltalgonn‹ betrat, hatte ihnen der Umfang der Räumlichkeiten und der ›Sammlung‹, für die sie die Statuen gehalten hatten, den Atem geraubt.

Sie hatten die Grenzen des Saales abgeschritten. Dabei konnten sie feststellen, daß die Wände massiv waren.

Für die Erwachten aber waren sie durchlässig wie Nebel.

Ohne zu zögern traten sie hindurch – und verschwanden aus dem Blickfeld der beiden Menschen.

»Warte hier auf mich«, forderte Mahay die Französin auf. »Ich geh’

einen Schritt hinein – mal sehen, wie es auf mich wirkt…«

»Sei vorsichtig, Rani!« sagte Danielle besorgt.

»Wenn hier etwas geschieht, das sich gegen uns wendet, Danielle, dann wären wir in der Zwischenzeit nicht bloß Beobachter geblieben.«

Er hatte recht.

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, ging er vorsichtig einen Schritt nach vorn, um erst auszuprobieren, ob und wie es dahinter weiterging.

Unwillkürlich stellte er sich einen Sog vor, der ihn packte und womöglich in eine ganz andere Welt, eine andere Dimension schleuderte. Oder – einen Abgrund, in den er stürzte…

Aber weder das eine noch das andere war der Fall.

Es ging einfach so weiter, als wäre überhaupt keine Wand vorhanden.

Wie grauer Nebel wallte die Substanz der Wand um ihn herum auf. Er sah die Gestalten der Wiedererwachten wie schattenhafte Schemen und ging einen zweiten und dritten Schritt nach vorn. Dann blieb er stehen und ließ einen Moment das Bild auf sich wirken, das er sah – und kehrte dann um.

»Schon zurück?« fragte Danielle de Barteaulieé überrascht.

»Komm' mit«, sagte er nur. »Du wirst Augen machen…«

*

Er fiel immer tiefer, wie in einen Schacht, der kein Ende nahm.

Gefahr, signalisierte sein Unterbewußtsein. Du mußt zurück! Du darfst hier nicht liegen bleiben. Dann bist du im Fall eines Sieges der Dämonenechse über den Schwarzen Manja verloren… Versuch' wenigstens, wegzukommen vom Seeufer… kriech' zwischen das Schilf und die Farne… da kannst du dich verbergen… tu' was!

Aber er war zu schwach. Sein Körper war kraftlos, wie gelähmt, und alles blieb nur Absicht, Signal in seinem Willen, ohne die Kraft zum Vollzug.

Er registrierte einen Schatten, der sich über ihn beugte… Die bizarr zerklüfteten Echsenflügel? Wurde nun das beendet, was nur aufgeschoben war?

Schwache Bilder tauchten in seinem Bewußtsein auf. Er wußte nicht, wie sie zustande kamen.

Fieberträume? Gaukelte ihm das Gift etwas vor? Oder sah er und erlebte er sie wirklich?

»Die Zeiten sind schwer…«, vernahm er eine Stimme, die ihm irgendwie vertraut vorkam. Ein Gesicht schälte sich aus dem dunklen, dräuenden Nebel, der vor seinen Augen waberte.

»Wo bin… ich… wer… bist… du?« raunte es in ihm. Er war

abwesend, schlief, träumte und fieberte und konnte nicht unterscheiden, was er mit seinen Sinnen von ›außen‹ her aufnahm und was in seinem Innern passierte.

Die Luft war heiß und stickig. Sie flimmerte vor seinen Augen.

Die flachen, wie Schuppen aussehenden Steine, über die er schwerfällig ging, strahlten die Hitze ab und verstärkten sie.

Wüste… Und doch gehörte dieses Gebiet – dem Aussehen nach – noch zur Region der Kristallfelsen und der Steinernen Zauberer.

»… Kaithal…«, raunte eine ferne Stimme. »Du weißt, wer ich bin.«

»Ja«, nickte er, und sein Körper spannte sich, während er den Weg durch die trockene Steinwüste und durch die flimmernde Luft fortsetzte. »Ich weiß, wer du bist… die Weissagerin… du hast von Skorokka gesprochen… dem Strom ins Totenland… im Gebiet der Kristallfelsen… sollte ich den Eingang nach dort finden…« Er merkte, daß er redete, und jedes einzelne Wort kostete ihn Kraft. »Du hast gelogen… und in eine Falle geführt… Hexe… du kennst die Zukunft… wieso wußtest du dann nichts von den Wahnsinns-Kugeln…?«

»Es gibt Ereignisse, die unabhängig vom Schicksal eintreten… du wirst gesund werden… das Gift… in deinen Wunden…« Ihre Stimme wurde so leise, daß er sie nicht mehr hörte.

Schweiß rann ihm in Bächen von der Stirn.

Die Umgebung, in der er sich befand, kam ihm plötzlich bekannt vor. Die Boden- und Felsformationen waren unverwechselbar.

Er verhielt im Schritt und schirmte mit der Hand seine Augen vor der hellen Sonne ab.

Die Felsen vor ihm hatten die Form eines Tores und warfen harte, blauschwarze Schatten, die in der aufsteigenden Hitze zu pulsieren und zu atmen schienen wie selbständige, lebende Wesen.

Dieser Platz!

Er war in die Geschichte Xantilons eingegangen!

Dort hatte sich vor langer Zeit eine magische Schlacht entschieden.

Wer war er, daß er davon wußte, daß die Ahnung, die Stück für Stück in ihm aufstieg – langsam aber sicher zur Gewißheit wurde?

Ich bin… Kaphoon… der Sohn des Toten Gottes, meine Aufgabe ist es, die Mächte der Finsternis zu bekämpfen, ihnen den Garaus zu machen, ehe sie Menschen in die Irre führen, und die Macht auf Xantilon völlig übernehmen. Noch gibt es Hoffnung… hinter diesen Felsen verbirgt sich Apokalypta, die ›Ewige Unheilbringerin‹: Wenn ich ihre Pläne durchkreuze, wird das Ruder noch mal herumgeworfen…

Jeder Schritt, den er gehen mußte, war ihm klar.

Kaphoon… ich bin Kaphoon… hämmerte es hinter seinen Schläfen, und seine Identität als Björn Hellmark war erloschen…

*

Im gleichen Augenblick, als ihm bewußt wurde, wer er war, geschah etwas Unbegreifliches.

Der Himmel verfinsterte sich.

In wenigen Sekunden wurde es dunkel. Die Sonne, die eben noch gleißend am Himmel gestanden hatte, verlor ihren Schein.

Von einem Moment zum anderen wurde der Tag zur Nacht.

Und mit der Nacht verging die drückende, quälende Hitze, die jede Bewegung zur Anstrengung werden ließ.

Der Himmel war mit dicken, tiefziehenden Wolken bedeckt, und etwas Beklemmendes lag in der Luft.

Der blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht und der zerschlissenen Kleidung blieb stehen und lauschte aufmerksam in die Nacht.

Er hörte knirschende Schritte, leises Wispern und Rumoren.

Er war nicht mehr allein in dieser Gegend. Hunderte, Tausende unsichtbare Menschen schienen gleich ihm durch die steinerne Wüste zu wandern.

Warum sah er sie nicht? Sie waren um ihn herum… Er spürte ihre Anwesenheit ganz deutlich.

War das der – Tod?

Siedendheiß durchlief es ihn.

Fetzen eines anderen’ Teils seiner Erinnerung griffen in sein Bewußtsein. Der Überfall durch die Dämonenechse kam ihm wieder in den Sinn, das Auftauchen des Schwarzen Manja, durch den er eine Chance erhalten hatte… Der Sturz in einen See, die ersten Anzeichen einer großen Schwäche… und nun die Fortsetzung hier in der steinernen Wüste, angesichts der Kristallfelsen, die etwas von ihrem Glanz und Schimmer verloren hatten.

Das eine wie das andere kam ihm bekannt vor.

Das Gift in seinen Wunden hatte seine Wirkung nicht verfehlt und ihm den Tod gebracht. Aber sein Bewußtsein war nicht erloschen. Er war eine geistige Persönlichkeit – und konnte doch den Körper, den er mal besessen hatte, noch deutlich wahrnehmen, wenn er an sich herunterblickte.

Schon mehr als einmal hatte er dicht an der Schwelle des Todes gestanden. In diesen Augenblicken – darüber gab es wissenschaftliche Untersuchungen – wurden im sterbenden Körper sogenannte Endorphine freigesetzt, Stoffe, von denen man wußte, daß sie Schmerzen und Ängste dämmten, daß sie die große Todesangst beim Sterben herabsetzten. Diese Endorphine aber konnten noch mehr. Sie berauschten und bewirkten im absterbenden Hirn Bilder, Halluzinationen…

War all das, was er fühlte, sah, hörte und dachte – nur noch eine einzige Halluzination?

Weiter… er mußte voran, mußte wissen, was dort vorn, jenseits des Felsentores, vorging…

Diese Dinge erlebte er nicht zum erstenmal. Darüber war er sich völlig sicher. Umgebung und Geräusche betrafen eine ganz bestimmte Station seines Lebens, eine, die schon weit zurücklag… und plötzlich mischte sich in sein Denken als Kaphoon wieder etwas aus seiner Identität von Björn Hellmark.

Er setzte sich wieder in Bewegung, tauchte ein in den Schatten der Felsentore, hinter dem ein langer, nach oben offener Schacht auf ein Plateau führte, das terrassenförmig angelegt war.

Er war den Stimmen näher gekommen, hielt sich immer noch im Felsenschatten auf und preßte sich in einen schützenden Spalt, um die schemenhaften Gestalten nicht zu berühren, die er plötzlich wahrnahm und die den breiten Tunnel gut zur Hälfte ausfüllten.

Menschen…

Angehörige aller Völker Xantilons waren gekommen und hatten sich an diesem einsamen Ort zu nächtlicher Stunde versammelt.

Viele trugen Fackeln, deren gespenstischer Schein sich an den matten, glatten Wänden widerspiegelte. Der Zug bestand aus hunderten von Männern und Frauen, darunter zahllose Kriegern, die in voller Montur an diesen einsamen Ort gekommen waren.

Zwischen den Augen des Beobachters entstand eine steile Falte, und auch seine Stirn legte sich in Falten, als er darüber nachdachte, was wohl der Grund dieses nächtlichen Fackelzugs sein könne.

Und da fiel es ihm ein…

Hier fand eine Beerdigung statt! Deshalb kam ihm das alles so bekannt vor. Er kannte den Tag und die Stunde und erinnerte sich an die Formation der Bestattungsteilnehmer, an die ernsten Gesichter der Freunde und Mitstreiter, die gleich ihm den Mächten des Bösen den Kampf angesagt hatten…

Da löste sich der blonde Mann aus der Felsennische und lief an dem Trauerzug entlang, weiter nach vom, wo die Sargträger schritten.

Keiner achtete auf ihn, niemand wurde auf ihn aufmerksam.

Und er wußte auch, warum… Sie sahen ihn nicht. Er war für sie – unsichtbar.

Er war nur noch ein Geist. Er hatte keinen stofflichen Körper mehr.

Er kam vorn an und sah die Männer, die gepanzerte Rüstungen trugen, um sich vor den Speeren, Morgensternen und Pfeilen heimtückischer Dämonenangriffe zu schützen.

Sechs Männer trugen einen offenen Katafalk.

Darauf aufgebahrt lag ein großer blonder Mann.

Björn Hellmark alias Kaphoon erblickte sich dort…

*

Sie brauchten nicht auf ein Taxi zu warten, mußten nicht die Underground-Bahn benutzen und auch keinen Bus.

Für Alan Kennan war die ›Reise‹ vom Hyde-Park zur Nachtbar ›Cabaret‹ eine Augenblickssache, schnell wie ein Gedanke.

Der ›Umweg‹ über die unsichtbare Insel allerdings mußte sein. Er konnte sich nicht direkt von der einen zur anderen Stelle versetzen. Ausgangspunkt mußte immer Marlos sein…

So kehrte er noch mal dorthin zurück und hielt Pamela Kilian an der Hand, weil sie den Teleportationssprung allein nicht durchführen konnte.

Aus der kühlen, feuchten Nacht Londons ging es in die sonnige, frühlingshafte Wärme der Insel Marlos.

Der Eindruck währte nur drei Sekunden. Dann verschwanden die Palmen, der blaue Himmel und das weite Meer hinter einem Nebelschleier – und die Umrisse einer belebten Straße wurden sichtbar. Stimmen und Unruhe wechselten die Stille ab', die sie eben noch umfangen hatte.

Fünfzig Meter von der Nachtbar ›Cabaret‹ entfernt kamen Pamela und Alan an. Durch die allgemeine Aufregung, die ringsum herrschte und den massierten Einsatz der Polizei, die einen Hinterhof nach dem anderen auf der Suche nach dem gesichteten Panther durchkämmte, fiel die Ankunft des Paares aus Marlos nicht auf.

Wie zwei Gespenster aus dem Nichts tauchten Pamela und Alan auf.

Ein Mann in mittleren Jahren, neben dem sie wie Pilze aus dem Boden wuchsen, meckerte zwar, als er unabsichtlich durch Kennan angerempelt wurde, der hautnah neben ihm materialisierte.

»Pardon«, entschuldigte sich der Marlos-Bewohner mit einem Lächeln.

Alan und Pamela mischten sich unter die Neugierigen und fragten, was geschehen sei.

Die einen behaupteten, die Bestie hätte die Prostituierte bis zur Unkenntlichkeit zerrissen, andere sagten, daß die Blondine verletzt ins Krankenhaus eingeliefert worden sei.

Die Polizei bemühte sich, den Zustrom der Neugierigen in Grenzen zu halten. Blitzlichter erhellten die Nacht, Pressefotografen waren eingetroffen. Die Nachricht von der Sichtung der Raubkatze hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet.

Die Polizei löste die Ansammlung auf und sperrte die Zugänge zu den Hinterhöfen ab. Über Lautsprecher wurden die Passanten aufgefordert, nach Hause zu gehen. Da niemand wußte, wo sich der

Panther im Moment aufhielt, mußte man damit rechnen, daß er unerwartet erneut zuschlug und ein weiteres Opfer forderte…

Die Zufahrtstraße war längst gesperrt, so daß neue Neugierige nicht mehr näherkommen konnten.

Die Lautsprecherdurchsagen der Polizei blieben nicht ohne Wirkung. Viele zogen es vor, diesen unsicheren Ort zu verlassen, andere dagegen – die stärkere Nerven hatten – blieben an den Straßenecken und warteten auf einen sensationellen Zwischenfall.

Die Reporter zeigten den meisten Mut. Einige hielten die Anwesenheit einer Raubkatze für schlichtweg ausgeschlossen und das Ganze für Sensationshascherei. Daß jedoch durch einen bisher nicht in allen Einzelheiten bekanntgewordenen Vorfall ein Mensch schwer verletzt worden war, ließ sich auch nicht von der Hand weisen.

Alan Kennan entdeckte mit sicherem Blick den Mann, dessen Anwesenheit er hier erwartet hatte.

Den Reporter George Wainling, der für Richard Patricks ›Amazing Tales‹ arbeitete.

Wainling sprach mit einem der Barmädchen, das den Schrei im Hinterhof gehört hatte und das auch der Polizei einige brauchbare Hinweise hatte geben können.

Sie war auf der Toilette gewesen und hatte vom dunklen Fenster aus den Zwischenfall gut beobachten können.

Sie hatte den Panther gesehen.

»Er ging aufrecht auf zwei Beinen, wie ein Mensch…«, blieb sie bei ihrer Aussage, die ihr niemand so recht glauben wollte. Gerade an diesem Punkt aber faßte George Wainling immer wieder nach.

Als Alan Kennan sich bemerkbar machte, kam Wainling mit ihm auf die Seite.

»Ich muß dich sprechen, George…« Alan kannte – fast überall auf der Welt - Patricks Mitarbeiter und viele Privatpersonen, die sich mit der Erforschung außergewöhnlicher und übersinnlicher Vorgänge befaßten.

Wainlings Haar war von grauen Strähnen durchzogen, seine Figur war sportlich und jugendlich. Er trug Blue Jeans und eine Lederjacke. Diese Kleidung unterstrich noch seine jugendliche Erscheinung. Speziell in diesem Milieu kleidete Wainling sich so. Gerade zur Halbwelt Sohos unterhielt er beste Kontakte, und zwielichtige Zeitgenossen saßen in mancher Bar, manchem Striptease-Lokal an seinem Tisch und versahen ihn mit Informationen, mit denen Wainling stets einiges anzufangen wußte. Schließlich arbeitete er nicht nur für Patricks Verlag, sondern war freier Mitarbeiter auch anderer Unternehmen.

»Gibt es irgend etwas, das mich besonders interessieren könnte?« wollte Alan wissen, nachdem er seine Begleiterin vorgestellt hatte.

Wainling bekam große Augen. »Pamela Kilian?« schnappte er nach Luft. »Bei dir ist sie also? Und du wagst dich mit ihr in die Höhle des Löwen…? Hier, wo es von Polizei wimmelt?«

»Sie wollte partout mit… du kennst ihren Fall, hast mich ja darauf aufmerksam gemacht. Pamela Kilian ist Unrecht geschehen. Und es geschehen weiterhin sehr merkwürdige Dinge. Findest du es nicht seltsam, daß ausgerechnet das Grab ihres Partners aufgebrochen wurde und man dort den Friedhofsverwalter mit durchbissener Kehle fand? Billy Sheridans Leiche ist spurlos verschwunden – zur gleichen Zeit taucht ein mysteriöser Panther in der Umgebung Londons auf… Und was Pam anbelangt, brauchst du dir keine Sorgen zu machen. Hier mitten im Gedränge vermutet man sie überhaupt nicht. Alles sucht den Panther… eine aus der Nervenheilanstalt entwichene Pamela Kilian erkennt in diesem Moment niemand.«

Es stellte sich heraus, daß trotz der Vorfälle wenig Einzelheiten bekannt waren.

Wainling, Alan Kennan und Pamela Kilian witterten eine Sensation. Da kamen zu viele merkwürdige Dinge zusammen.

»Vielleicht wissen wir in zwei Minuten schon mehr«, sagte George Wainling.

»Und was soll in zwei Minuten anders sein?«

»Ich warte auf ein Foto. Ein Kollege von mir, der zufällig im ›Cabaret‹ war, gehörte zu den ersten, die am Tatort waren. Er konnte mehrere Fotos machen und will mir den Film und die Abzüge sofort vorbeibringen.«

»Kein Konkurrenzneid?«

»Wir arbeiten manchmal zusammen, da hat jeder seinen Vorteil davon… Ah, da kommt er schon…«

Ein dunkelhaariger, untersetzter Mann bahnte sich einen Weg durch die Menge.

Wainling nickte dem Ankömmling zu, als der stutzte und nicht näherkommen wollte, nachdem er erkannt hatte, daß Wainling nicht allein stand.

»Beides gute Freunde«, machte Wainling seinen Kollegen aufmerksam. »Du kannst mir geben, was du mitgebracht hast.«

»Ob es sich lohnt, mußt du selbst feststellen. Leider ist nur eine Aufnahme was geworden…«

Das Bild zeigte den Fremden, der von der Polizei in dem dunklen Hinterhof aufgestöbert worden war und den der Panther merkwürdigerweise überhaupt nicht beachtet hatte.

Wainling nahm das Foto zur Hand. Es zeigte einen blassen, hageren Mann mit einem breitkrempigen Hut. Die Kopfbedeckung war ein wenig verrutscht. Deutlich sah man eine frische, rote Operationsnarbe.

»Die Polizei hat ihn laufen lassen«, sagte Wainling beiläufig. »Offenbar ein Stadtstreicher, so wie der Mann aussieht.«

Er gab das Foto an Alan Kennan weiter.

Pamela Kilian wurde kreidebleich und mußte sich halten, um nicht laut aufzuschreien.

»Dieser Mann, Alan«, sagte sie mit bemerkenswerter Beherrschung, »ist Billy… Sheridan, den wir vor ein paar Tagen auf dem Nord-Friedhof beerdigt haben…« Sie krallte sich an Kennans Arm fest, weil sie fürchtete, den Boden unter den Füßen zu verlieren.

*

Der Mann, von dem sie sprachen, und dessen Wiederkunft ihnen Rätsel aufgab, war gar nicht so weit entfernt von ihnen…

Nur drei Straßen weiter stand das fünfstöckige alte Haus, in dem Marvin Cooner wohnte.

Cooner hockte vor dem Fernseher und sah sich einen Horror-Film an, der um diese späte Stunde auf dem Kanal der BBC lief.

Normalerweise wäre Cooner noch unterwegs gewesen. Am Wochenende hielt ihn nichts zu Hause.

Normalerweise…

Dieses Wochenende aber unterschied sich von allen anderen, die er bisher erlebt hatte.

Ein Wochenende ohne Alkohol, denn er wollte einen klaren Kopf behalten. Es war auch eines ohne Frauen. Er mußte allein seih, um zu vollenden, was ihn über Nacht zu einem reichen Mann machen konnte.

Er sollte warten… das hatte die Stimme von ihm verlangt.

Also wartete er.

Daß nicht bloß alles Einbildung war, was er während der vergangenen vierundzwanzig Stunden erlebt hatte, bewiesen die Artikel in den Tageszeitungen und die Nachrichten im Fernsehen. Den Panther gab’s wirklich. Panther und Leiche… gehörten zusammen. Aber das wußte niemand. Außer ihm. Er hatte mit eigenen Augen gesehen, wie aus einer Leiche ein Raubtier geworden war. Er hatte dafür keine Erklärung, doch was er gesehen hatte, mußte er als Tatsache hinnehmen.

Er verlor den Faden der Filmhandlung, weil seine Gedanken immer wieder abschweiften.

Sein Blick fiel auf die Uhr. Gleich elf… Wie lange sollte er noch warten?

Da hörte er Schritte vor der Wohnungstür.

Dann rasselte die Klingel.

Cooner sprang in die Höhe, als hätte eine Tarantel ihn gebissen.

»Ja?« fragte er. »Wer ist da?«

»Ich bin’s, Cooner«, antwortete es von draußen.

Die Stimme!

Bisher war sie stets in seinem Kopf erklungen. Nun hörte er sie – von außerhalb.

Cooner öffnete – und fuhr zusammen.

Vor der Tür – stand die Leiche aus dem Grab…

Er handelte spontan und wollte die Tür zuschlagen. Doch der nächtliche Besucher war schneller.

Er stellte seinen Fuß dazwischen.

»Heh!« zischte Cooner. »Was soll der Quatsch?«

»Einen Freund läßt man ein«, lautete die lakonische Erwiderung.

»Wieso – sprichst du mit seiner Stimme?«

Leises Lachen. »Ich habe einen Körper gebraucht, Marvin Cooner… diesen Körper, verstehst du?«

Nein, er verstand nicht, er verstand überhaupt nichts mehr.

Er fühlte sich unwohl dabei, der Gestalt gegenüberzustehen, die er mit eigenen Augen aus dem Grab steigen sah und die sich in eine reißende Bestie verwandelt hatte.

»Was willst du hier?« fragte er rauh, während der unheimliche Gast eintrat.

»Mein Versprechen einlösen.«

Cooner fror, als er die ehemalige Leiche mit der Stimme sprechen hörte, die er bisher stets in seinem Bewußtsein wahrgenommen hatte. »Ich habe, was ich wollte – nun sollst du bekommen, was dir zusteht… Wir fahren gemeinsam in das Haus deines früheren Chefs. Dort sollst du deinen Lohn erhalten.«

»Okay. Gehen wir also…« Cooner zog noch seinen abgetragenen Anorak über und löschte das Licht. Den Fernseher im Zimmer ließ er weiterlaufen.

»Wir fahren mit deinem Auto.« Die aus dem Grab gestiegene Gestalt nannte ihm genau die Straßen, die er fahren sollte, um nicht mit patrouillierender Polizei in Berührung zu kommen.

Cooner wollte den Unheimlichen vor sich die Treppe nach unten gehen lassen. Der jedoch schüttelte den Kopf.

»Nach dir, Cooner…«

Er warf auf die lebende Leiche einen Blick und mußte an die Zombies denken, die er schon im Kino gesehen hatte.

»Angst?« fragte der Untote unvermittelt und erinnerte Marvin Cooner wieder daran, daß seine Gefühle und Gedanken vor dem dämonischen Geist wie ein aufgeschlagenes Buch lagen.

Marvin Cooner sagte nichts. Das war auch nicht nötig.

»Ich falle dich nicht von hinten an und verwandle mich nicht in deinem Rücken in ein Raubtier… wenn ich dich loshaben wollte, hätte

ich das längst haben können. Auf andere Weise. Ich könnte dich auch töten, wenn du im Bett liegst und schläfst, Cooner. Glaubst du, daß nur du die beiden Finger zusammenbringen mußt?« Das leise Lachen ließ ihn seine Abhängigkeit voll spüren. »Warum sollte ich mich von meinen – Wohltäter trennen?« Das Wort ›Wohltäter‹ betonte er auf eine Weise, die Cooner erneut zeigte, daß er in Wirklichkeit nur ein Spielball war, ein Handwerkszeug in den Händen einer Macht, der scheinbar alles möglich war.

So ging er mit Unbehagen die Treppe nach unten. Die leibende Leiche folgte ihm auf dem Fuß.

Der klapprige, rostige Triumph Vitesse stand am Straßenrand.

Die mit dem dämonischen Geist des Unsichtbaren beseelte Leiche nahm neben ihm Platz. Cooner startete.

Ronald Myers' Villa lag rund zwanzig Meilen weiter nördlich an der äußersten Peripherie von London, dort, wo die Stadt schon nichts mehr von ihrem typischen Charakter hatte und die Häuser und baumbewachsenen Avenues eine ländliche Atmosphäre zauberten.

Cooner kam die Fahrt nach dort wie eine Ewigkeit währendes Spießrutenlaufen vor. Immer wieder warf er aus den Augenwinkeln einen scheuen Blick auf seinen gespenstischen Mitfahrer, der auf der ganzen Strecke kein Wort mehr sagte.

Cooner parkte seinen Triumph im Schatten alter Eichen in einer Seitenstraße, rund fünfzig Schritte von Myers' Villa entfernt.

»Laß' den Zündschlüssel stecken«, sagte der Dämonische an seiner Seite, als Cooner ihn abziehen wollte.

»Warum?«

»Ich denke, du willst ab sofort auf großem Fuß leben – wie Myers sein.

Was willst du dann noch mit dieser Kiste?«

»Aber – man wird den Wagen hier finden und…«

»Unsinn! Laß' das meine Sorge sein… Glaubst du, ich gebe mich mit halben Sachen zufrieden?«

»Wie kommen wir ins Haus?« raunte Cooner auf dem Weg zum Grundstück. »Das Anwesen ist sicher wie ein Tresor. Alarmanlagen… stark gesicherte Fenster und Türen… die Bank von England ist nicht besser geschützt.«

»Du hast erlebt, daß die Tür zum Haupteingang des Friedhofs geöffnet war…«

»Paah…«, machte Cooner abwertend. »Ein einfaches Schloß in einem alten, schmiedeeisernen Tor zu knacken, ist ein Kinderspiel.«

»Myers' Haus wird es auch sein.«

Das Anwesen war von einer hohen Mauer umgeben. Die Wipfel hundertjähriger Eichen, die in dem parkähnlichen Garten standen, ragten weit darüber hinweg. Nahe der Mauer waren die Äste abgesägt,

um einem gewandten Fassadenkletterer keine Möglichkeit zu geben, die Mauer zu erklimmen und über die Äste aufs Grundstück zu gelangen.

Ein leises, kaum vernehmliches Knacken im Schloß des eisernen Tores… Der Gespenstische an Cooners Seite drückte die Tür zurück. Der Weg: auf das Grundstück war frei…

Cooner war auf das Schrillen einer Alarmanlage gefaßt. Aber alles blieb still.

Sie schritten auf dem breiten Hauptweg, der zu beiden Seiten von knorrigen Eichen flankiert war.

Das Anwesen eines reichen Mannes! Großzügig, luxuriös. Cooner kam in eine andere Welt.

Das Haus war im Landhausstil errichtet, mit vielen kleinen Erkern und Dachgauben. Romantisch, gepflegt, teuer. Zwei Garagen waren dem Haus angegliedert. Myers fuhr einen Bentley und einen Rolls.

Der Haupteingang lag im Dunkeln, ebenso wie die Fenster des Hauses.

Myers war mal wieder ausgeflogen.

Unwillkürlich hob Cooner den Blick. Auf dem Dach war die dort installierte Sirene zu erkennen, die Rundumleuchte war oben drauf gesetzt.

Cooner kannte sich aus mit solchen Anlagen. In dem Moment, wo einer Hand an die Tür legte, um sie zu öffnen, ging das Ding los…

Die lebende Leiche mit dem dämonischen Geist des Unsichtbaren legte ihre Hand an die Türklinke. Sie öffnete sich – die Alarmanlage blieb stumm.

»Willkommen zu Hause! Dies wird von nun an dein neues Zuhause sein, Marvin Cooner…«

Der Sprecher trat zur Seite und deutete kichernd eine leichte Verbeugung an. »Nur hereinspaziert… ergreif Besitz von den Dingen… fühl’ dich ganz wie Ronald Myers, mit dem du tauschen wolltest. Alles gehört dir. Leg’ deine Kleidung ab, zieh Myers’ Sachen an, richte dich häuslich hier ein…«

»Und was geschieht, wenn er kommt?«

Der andere lachte rauh. »Du bist selten so phantasielos gewesen wie jetzt, Cooner«, mußte er sich den Vorwurf gefallen lassen. »Wenn Myers nach Hause kommt, ist der neue Hausherr schon da. Dann wird er wohl die von dir abgelegten Kleider tragen müssen.«

»Ich verstehe das nicht.«

»Dann zieh’ dich aus.«

Er tat es, warf seine Kleidungsstücke in die Ecke und schlüpfte in Myers’ weichen, seidenen Hausmantel.

Der Duft eines herb-frischen Männer-Parfüms haftete dem Stoff an.

Cooner schaltete sämtliche Lichter im Haus ein, stolzierte wie ein

Pfau durch die großen Räume und betrachtete sich schließlich im Spiegel des Schlafzimmers, das einem Fürsten alle Ehre gemacht hätte. Ein durchgehender Spiegel an der Wand, einer an der Decke.

Cooner grinste.

»Lustmolch«, sagte er und meinte damit Myers.

Dann gefror ihm das Grinsen auf den Lippen.

»He!« stieß er entsetzt hervor, als er sich im Spiegel erblickte.

Er sah nicht sein Spiegelbild, sondern stand – Ronald Myers gegenüber!

*

Aus dem ersten Entsetzen wurde Triumph.

»Wunderbar!« stieß er heiser hervor. »Jetzt begreife ich deinen Plan. Er ist genial…« Cooner sagte es, und Myers im Spiegel bewegte die Lippen, vollzog jede Geste, die auch er machte. »Das also ist es… Ich bin geblieben, denke und fühle wie Marvin Cooner – und doch gibt es den Cooner, der bisher existierte, nicht mehr.«

»Genau«, sagte die ehemalige Leiche. »Du hast deine Kleider abgelegt und damit das Äußere von Marvin Cooner. Du kannst Myers' Leben führen. Und wenn er nach Hause kommt, brauchst du ihn nur dazu zu bringen, daß er in deine Klamotten schlüpft… und der Identitätstausch wird perfekt sein…«

Der dem Grab Entstiegene lachte rauh, und Cooner fiel erst leise und dann lauter werdend ein.

»Herrlich«, rief er, während er sich die Tränen aus den Augen wischte. »Ich bin Myers – und Myers wird Cooner… oh, ja, das ist wunderbar… aber wenn ich wollte, dann könnte ich ihn auch…«

Er sprach nicht zu Ende, was er dachte, aber die Geste, die er mit Daumen und Zeigefinger machte, besagte alles.

»Auch das könntest du. Dann wird es einen Myers, der wie Cooner aussieht, eben nicht mehr geben. Marvin Cooner ist dann tot…«

»Ich werde es mir überlegen«, flüsterte er erregt, während sein Gesicht eine hektische rote Farbe annahm. »Ob so… oder so… ich habe die Wahl…« Mit diesen Worten ging er in das hundert Quadratmeter große Wohnzimmer. An der Wand, dem riesigen Panoramafenster gegenüber, stand ein großes Aquarium. Prächtige Goldfische schwammen darin, große Exemplare. Cooner stellte sich davor und brachte ohne eine Sekunde zu überlegen die Kuppen von Daumen und Zeigefinger zusammen.

»Ich will's wissen«, flüsterte er heiser. »Ob geschieht, was ich will…«

Und es geschah!

Durch die Fischkörper ging ein kurzer, heftiger Ruck, als hätte

jemand ein elektrisches Kabel ins Aquarium gehalten.

Die Goldfische schwammen in der nächsten Sekunde mit den hellen Bäuchen nach oben.

Sie waren tot…

*

Das Xantilon der Vergangenheit…

Rani Mahay und Danielle de Barteaulieé standen in dem Raum, der hinter der durchlässigen Wand lag, und starrten auf die Szene, die sich ihnen darbot wie ein Filmgeschehen auf der Leinwand.

Die nackten, blutenden Gestalten gingen wie in Trance in den riesigen, halbdunklen Raum, der ihnen wie ein geheimnisvoller Tempel vorkam.

Überall in goldschimmernden Halterungen an den Wänden hingen brennende Fackeln. Die Luft war erfüllt von einem langen Summton, der leicht abgeändert immer wiederkehrte und einen sphärenhaften Klang verursachte.

Überall im Zwielicht war Bewegung. Hunderte der Gestalten liefen durcheinander, aber nicht wirr und ziellos. Dies alles ergab einen Sinn.

Sie näherten sich einer Gestalt, die auf einem erhöhten Podest stand und von Ankömmlingen umringt wurde.

Die bei ihm eintrafen, erwiesen ihm Ehrbezeigungen.

Mehrere flache Behälter standen auf kleinen Altären. In den Schalen waren duftende Flüssigkeiten und weiche Tücher wurden den Ankömmlingen gereicht. Mit den Essenzen und Tüchern wuschen sie ihren Herrscher, ehe sie selbst frische Tücher erhielten, um ihre Körper zu reinigen. Gewänder wurden aus dem weiter hinten liegenden Teil des Tempels gebracht. Der Sooman auf dem Podest wurde als erster eingekleidet, dann kamen die anderen dran, die die rituellen Waschungen hinter sich hatten.

»Ein Volk erwacht«, murmelte Danielle, die zu begreifen begann. »Erst der Herrscher… dann einer nach dem anderen… wenn wir ehrlich sind, haben wir schon sehr früh das Gefühl gehabt, daß die Halle auf der anderen Seite der Wand besonderen Bedingungen unterworfen war. Seit kurzem hatten wir alle das Gefühl, daß es außer uns noch jemand in Gigantopolis gibt, der uns beobachtet und genau über uns Bescheid weiß.«

»Was du sagst, Frau mit dem Namen Danielle, stimmt…« Die telepathische Stimme war gütig, erschreckte sie nicht und schien genau zu wissen, auf welche Weise derjenige, mit dem sie Kontakt aufnahm, anzusprechen war.

Auch Rani hatte die Worte vernommen, obwohl sie nicht an ihn

gerichtet waren.

»Wie die Angehörigen meines Volkes, so begrüße ich auch euch in der Halle des Lichtes und der Wiederkehr«, fuhr die Stimme mit blumenreicher Sprache in ihnen fort. »Ich bin Shaloona, der König der Soomans… seid willkommen in einer Welt, die euch Schutz und Hilfe bietet! Denn eure Ankunft in Gigantopolis, der Stadt aus dem Sternenkristall, hat mit dazu geführt, die Zeit des Wartens abzukürzen.«

Im gleichen Augenblick gab es für Rani und Danielle keine Fragen mehr, die Gigantopolis betrafen.

Apokalypta, die ›Ewige Unheilbringerin‹, hatte das Grauen über Gigantopolis und das Volk der Soomans gebracht. Soviel wußten sie schon nach dem ersten Betreten des Amaltalgonn. Das Volk der Soomans wurde besiegt. Viele starben unter den Waffen der Dämonen einen qualvollen Tod. Andere flohen in die versiegelten Tempelräume. Dies war der letzte Zufluchtsort. Geist und Seele flohen aus den Körpern, und die Soomans wurden zu steinernen Statuen, unangreifbar, unausrottbar. Die Psyche, wertfrei für Böse wie für solche guten Willens, war offen für jedermann. Apokalypta, die kriegerische Dämonin, eroberte eine Welt und hinterließ ihre ganz spezielle Visitenkarte. Die Wächter-Schlange, ein Symbol des Lebens, blieb in der Stadt und erfüllte ihren Dienst – auch im Sinn der Dämonin. Daß in dieser Schlange die tausendfache Psyche jener schlummerte, die im Amaltalgonn auf bessere Zeiten warteten, dies wußte und erfuhr auch sie nie.

Jahrtausende vergingen. Die Soomans schlummerten ihren steinernen Schlaf und blieben gefangen in steinernen Träumen.

Nach Apokalypta kam Molochos. Nur kurze Zeit wurde er zum absoluten Herrscher von Gigantopolis, das inzwischen den Beinamen ›die Alptraumstadt‹ erhalten hatte.

Positive Gedanken wirkten auf die verborgene Psyche, den schlummernden Geist, der nur darauf wartete, die steinernen Körper wiederbeleben zu können. Mit der Ankunft Hellmarks und seiner treuen Mitarbeiter wurde der Lebensfunke neu entfacht.

Immer mehr Soomans kamen aus dem Amaltalgonn in den Tempel, wo Shaloona auf sie wartete.

Außer dem sphärenhaften Klingen, das jeden einzelnen Nervenstrang erreichte, Herz und Hirn durchdrang, war kein weiterer Laut zu hören. Und doch wurde jeder, der kam, informiert. Sie wußten Bescheid, wie Rani und Danielle Bescheid bekamen. Shaloona, der Herrscher, war Mittelpunkt und Informant.

Die Wächter-Schlange war Hüterin des Lebens im wahrsten Sinn des Wortes. Sie, die Unsterbliche, hatte die Bio-Energien bewahrt und war nun, nach dem Aufwachen des Herrschers und der Soomans,

verschwunden. Sie hatte sich ins Nichts aufgelöst Ihre Lebensaufgabe war erfüllt…

Seit Shaloonas Erwachen folgte die Stadt seinem Willen, seinen Wünschen. Shaloona hatte Gigantopolis befohlen, sich zu erheben und das Totenheer Nekromos des Dämonenfürsten Molochos und des schrecklichen Magiers Menat zu vernichten. Die ganze Zeit über war ihnen ein Rätsel gewesen, wer in diesen alles entscheidenden Sekunden Gigantopolis in Bewegung gesetzt hatte.

Wie ein Mosaiksteinchen nach dem anderen setzte sich in ihrem Bewußtsein ein verständliches und überschaubares Bild zusammen.

Björn Hellmark war noch immer mit der Psyche dieser ungewöhnlichsten aller Städte verbunden, aber Shaloona konnte eingreifen, helfen, stützen… ihm die Herrschaft jedoch nicht entreißen. Dies wäre gegen jegliches moralische und ethische Gesetz dieser großen Rasse gewesen…

Shaloona trug die farbenprächtigsten Gewänder.

Das Ritual, das ihn betraf, war abgeschlossen. Er verließ das Podest und die Männer und Frauen seines Volkes bildeten ehrfurchtsvoll eine Gasse, während weitere Erwachende vom Amaltalgonn her in diesen Tempel strömten, um die Waschungen und Ankleidungen hinter sich zu bringen. Die Soomans zeigten unterschiedliche Hautschattierungen. Vom hellen Beige bis zum samtenen Braunton, vom fahlen bis zum dunklen Grün, das sogar rötliche Schatten aufwies, war alles vertreten. Keinem mehr haftete der ›steinerne Charakter‹ an.

Shaloona war ein großer, respektabler Mann mit markanten Gesichtszügen, einem ovalen Kopf und dichter, grau-grüner Haarpracht. Er trug einen weiten, farbenprächtigen Umhang, der seine Königswürde unterstrich.

»Apokalypta hat das Grauen begonnen, das Gigantopolis zu einem Schreckensbild werden ließ. Mit Apokalypta wird es enden…«

»Es hat bereits geendet«, entgegnete Rani Mahay halblaut, der den König der Soomans auf die Ereignisse aufmerksam machen wollte, die zum Tod der kriegerischen Dämonin geführt hatten.

Shaloona nickte bereits, ehe der Inder Einzelheiten dachte oder mitteilte. »Ich weiß. Unsere Psyche war nie tot. Wir wissen um den heldenhaften Kampf des Mannes mit Namen Björn Hellmark. Apokalypta wurde in der Eigenzeit dieses Mannes getötet, das bedeutet, daß sie dort nie wieder auftauchen kann. Doch die Zeit, Rani Mahay, ist ein sprödes Ding… Wir halten uns in der Vergangenheit eines Landes auf, dessen Untergang nicht zu umgehen ist. Die Mächte des Unheils sind zu weit verbreitet und finden zudem in großen Teilen der Bevölkerung geradezu selbstmörderischen Zuspruch, daß am großen Ereignis nichts mehr geändert werden kann. Die Schicksale, die sich dazwischen abspielen, aber sind beeinflußbar.

Dadurch sind doch manche – wenn nicht gar viele – zu retten. Das Geheimnis der Zeit…«, nahm Shaloona diesen Faden wieder auf, »ist auch für die unenträtselt, die glauben, dieses Geheimnis verstanden zu haben. Wie der unendliche Kosmos in sich selbst zurückläuft, geschieht es mit der Zeit. Was in eurer Gegenwart geschah, eurer Eigenzeit, ist bindend für diese Region. Apokalypta kann dort nie mehr auftauchen. Aber in dieser Zeit, in der wir uns jetzt befinden, werden gerade durch sie wichtige und entscheidende Überlegungen angestellt. Wir sind der Stunde nahe, in der Apokalypta den Sturm auf Gigantopolis vorbereitet…«

»Aber – das ist unmöglich!« entrann es Mahays Lippen.

Shaloona lächelte nachsichtig. »Unmöglich?« wisperte er. »Gibt es dieses Wort denn noch in deiner Sprache?«

Er legte eine Kunstpause ein und blickte abwechselnd von Rani auf Danielle. Während im Tempel weitere Wiedererwachte gewaschen und eingekleidet wurden, teilte Shaloona den beiden Menschen seinen merkwürdigen Plan mit.

»Der Sturm auf Gigantopolis wird sich wiederholen. Dies war Apokalyptas Schwur, als sie die Stadt eroberte und zu ihrem persönlichen Schreckensreich ausbaute.

Das Schicksal hat entschieden. Die Soomans wurden durch positives Gedankengut zu neuem Leben erweckt. Der Kreis schließt sich. Entweder völlige Freiheit – oder ewige Versklavung in der Vergangenheit dieser Welt. Unter Apokalyptas Führung.«

»Ich verstehe das alles nicht«, mußte Rani dem Sprecher eingestehen.

»Du wirst es gleich verstehen, wenn du alle Faktoren kennst. In der Zeit, die wir zu erreichen beabsichtigen, gibt es ein Grab. Das Grab Kaphoons… dort liegt der einbalsamierte Körper jenes Mannes, der in dieser Stunde der Meister dieser Stadt ist. Kaphoon wurde als Björn Hellmark in einer anderen Zeit wiedergeboren…«

Daß Shaloona über diese Dinge unterrichtet war, verwunderte sie nicht. Hellmarks Psyche war von der des Sternenkristalls erfaßt worden und damit auch in Shaloonas Bewußtsein vorgedrungen.

»… das Grab ist der Schlüssel. Wenn der Mann, der zwanzigtausend Jahre später wiedergeboren wurde, jenes Grab betritt, werden sich Apokalyptas Heere in dieser Zeit auflösen und bedeutungslos werden im Kampf in eurer Eigenzeit, in der Zeit, die danach kommt… Das Problem ist: Wo ist Björn Hellmark? Seit dem Zwischenfall mit den Kugeln suchen wir die verzweifelt, die in Gigantopolis Schutz gesucht und gefunden haben und die Atmosphäre der Dämonen vertrieben. Euch haben wir gefunden…«

Und niemand sonst, setzte Mahay in Gedanken Shaloonas Worte fort. Keine Spur von Arson, von Harry Carson, von Björn Hellmark…

»Keine«, bestätigte Shaloona auf gedankliche Weise. »Wenn wir Hellmark nicht finden, war alles umsonst. Auch dann schließt sich der Kreis, aber nicht zu unseren Gunsten, sondern zugunsten Apokalyptas… Dann kann sie den Ansturm auf Gigantopolis in dieser Zeit wiederholen und besiegeln. Dann – gibt es keine Hoffnung mehr. Für keinen von uns…«

Die schwermütige Stimmung des Telepathen floß auf Rani und Danielle über.

Shaloona breitete die Hände aus. Da wurden die Außenwände des rätselhaften Tempels durchsichtig.

Rani und Danielle konnten hinaussehen. Die letzten Nebelschleier verwehten. Die Ebene der steinernen Zauberer und der lange Gebirgszug der Kristallfelsen lagen vor ihnen.

»Wir sind tief in der Vergangenheit«, machte Shaloona sich noch mal bemerkbar. »Die Landschaft ist die gleiche, die ihr kennt. Doch seit eurem Abenteuer mit den Kugeln sind Jahrtausende vergangen. Xantilons Untergang steht dicht bevor. Ob Apokalypta daran teilhaben wird, wird sich herausstellen. Wir sind gekommen, um uns einen Eindruck von dem zu verschaffen, was unser Schicksal ist… Und wie die Dinge aussehen, scheint Apokalypta zum Schluß das Rennen zu machen.«

Was er damit meinte, wurde ihnen in dem Moment klar, als sie die schemenhaften Bewegungen im Nebel registrierten.

Eine einzige schwarze Linie zog sich durch die Ebene der steinernen Zauberer. Mit diesem Namen wurden die Kristallfelsen bezeichnet, weil sich in dieser Region wunderbare Dinge ereigneten, die jeder Erklärung trotzten.

Die Linie kam rasch näher und wurde zu einer dichten schwarzen Masse, die den Horizont verdunkelte.

Ein Heer!

Hunderttausend bewaffnete Menschen und Dämonen – zu Fuß und zu Pferd – kamen auf die Stadt zu, die in der großen, steinigen Ebene gelandet war.

Dem Herr voran bewegte sich auf einem geflügelten schwarzen Pferd, das wie sie in einer dunklen Rüstung steckte, eine Frau mit langem, wehendem Haar.

»Apokalypta…«, murmelte Rani Mahay ungläubig. Er hätte es nicht mehr für möglich gehalten, dieser Dämonin jemals noch zu begegnen.

»Apokalypta – und ihr Heer! Die Stunde unseres Schicksals… diesmal wissen wir, wie die Dinge zusammenhängen und welches Rätsel das Leben Apokalyptas beinhaltet. Es fragt sich nur, ob wir aus dieser Kenntnis auch den Nutzen ziehen können.«

Die telepathische Botschaft in Rani und Danielles Hirnen klang nicht sehr zuversichtlich.

*

Er stieg auf einen Felsen, auf dem terrassenförmige Stufen nach oben führten.

Björn Hellmark fühlte mit den Sinnen des Mannes, der da zu Grabe getragen wurde. Er war aus dem Körper herausgetreten und sah die Dinge aus einer anderen Sicht.

Der mächtige Schrein war aus dem Felsen herausgearbeitet, so daß ein gewaltiger Hohlraum entstanden war…

Das Grab Kaphoons!

Die Wände der Felsen waren glatt und mit farbigen Adern durchzogen wie Marmor. Mitten im Schrein stand ein Podest, auf dem der Katafalk mit der Leiche abgestellt wurde. Zu beiden Seiten standen überdimensionale Kerzen. Sie hatten den Umfang eines erwachsenen Mannes und waren drei Meter hoch. Die gewaltigen Dochte brannten und verursachten ein geheimnisvolles, unwirkliches Licht in der Grabhöhle.

Die Männer, die Kaphoon auf seinem Weg begleitet hatten, seine Kampfgefährten, erwiesen ihm die letzte Ehre.

Als der einbalsamierte Körper seinen endgültigen Platz gefunden hatte, traten die Kampfgefährten an die Kerzen. Jeder von ihnen hatte ein zweites Schwert. Sie stießen es in die Kerzen und gelobten dem Toten, in seinem Sinn den Kampf fortzuführen, Verirrte auf den Weg der Gerechtigkeit und des Gesetzes zurückzuholen und sich um jeden einzelnen zu kümmern, der verblendet oder verführt war und Kräfte unterstützte, die es nicht wert waren, daß man sich mit ihnen abgab. Das Ziel der Dämonen war die Herrschaft über die Welt, im Endeffekt die über das gesamte Universum… Rha-Ta-N'my, die Dämonengöttin hatte ihre Ziele weitgesteckt…

Im Podest, auf dem der Katafalk ruhte, waren Schriftzüge eingemeißelt:

›Der Weg eines Gerechten geht hier zu Ende.

Ein Ende – für die Ewigkeit?

Nein!

Tod ist nur Verwandlung.

Ein Gerechter wird wiederkommen…‹

Die Trauergäste stimmten ein altes Kampflied an, nachdem alle Gefährten ihre Schwerter in die riesigen Kerzen gestoßen hatten.

Dann wurde eine gewaltige Kristallplatte vor den Eingang gestellt. Sie war so schwer, daß vierzig kräftige Männer sie tragen und einpassen mußten.

Die Platte war durchsichtig wie Glas.

Die Bestattungsteilnehmer verließen den Schrein, den Ort, an dem

Kaphoon, der zur Legende werden sollte, seine Ruhe gefunden hatte.

Zurück blieben sechs bewaffnete Männer, die den Grabeingang bewachten.

Und – der große blonde Mann mit dem sonnengebräunten Gesicht, den sie jedoch nicht wahrnehmen konnten. Der Mann, der sich dieser Stunden erinnerte, für den in der Tiefe seines Bewußtseins etwas aufgebrochen war.

Er, den man nicht sah, und der doch an diesem Ereignis teilnahm, entsann sich, *wie* es zum Tod des legendären Kaphoon gekommen war. Verrat… aus den Reihen der Freunde. Ehrgeiz, Egoismus und der Wunsch, auf leichte Weise in den Besitz begehrenswerter Dinge zu kommen und irdische Macht zu erlangen, hatten zu dieser Katastrophe geführt. Keiner der Trauergäste aber wußte von diesem Umstand.

Björn Hellmark, der einst Kaphoon war, erinnerte sich…

Und dann zerflossen seine Wahrnehmungen.

Schrein und Felsen vergingen und tauchten ein in unwirkliches Licht.

Er schlug die Augen auf.

Ein fremdes Gesicht beugte sich über ihn. Das Gesicht einer jungen, gütig blickenden Frau.

»Wo… bin ich?« fragte er erschöpft, als hätte er einen langen, anstrengenden Marsch hinter sich. »Wer bist… du?«

»Wir sind uns schon mal begegnet… Nun hast du wieder meinen Weg gekreuzt. Du bist in Sicherheit… im Moment jedenfalls. Der Kampf ist zu Ende!«

Von der Stelle aus, an der er lag, konnte er das weiche Gras und die Nähe des Sees überblicken.

Dort lagen sie. Der Schwarze Manja und die Dämonenechse!

Mit leisem Stöhnen richtete sich Björn auf, er mußte sich in seiner neuen Wirklichkeit erst wieder zurechtfinden.

Der Kampf zwischen Manja und der Todesechse!

Sie waren beide auf der Strecke geblieben. Der Körper des Manja war zerrissen, die Echse lag nicht minder mitgenommen am Uferrand.

Björn erhob sich vollständig und blickte an sich herab. Weiche, mit wohlriechenden Substanzen getränkte Blätter fielen von ihm ab.

Seine Wunden! Die Fremde, die offene Sandalen und ein schlichtes, erdbraunes Gewand trug, verstand sich auf die Heilkunde. Sie hatte seine Wunden behandelt.

»Ich danke dir«, murmelte er. »Du hast die Wirkung des Echsengiftes und das Fieber genommen…«

»Es war das mindeste, das ich für dich tun konnte, nachdem ich dich schon hierher in dieses Gebiet gelockt habe.«

»Du… bist Kaithal, die Prophetin?« fragte er mit ungläubigem Erstaunen.

Ein kaum merkliches Nicken war die Antwort.

»Aber bei unserer ersten Begegnung in der Höhle… hast du anders ausgesehen…« Er entsann sich genau der uralten Frau, die ihm den Rat gegeben hatte, in das Gebiet der Kristallfelsen zu gehen und den Eingang zum Totenland zu suchen.

Die junge Kaithal lächelte. »Man sieht mich in vielerlei Gestalt… und jede hat ihre eigene Bedeutung. Diesmal bin ich jung… Jugend bedeutet Unkompliziertheit, Sorglosigkeit, Leben… Es hat seinen Grund, daß du mich heute so siehst… Ich stehe zwischen der Kindheit und dem Alter, befinde mich in den ›besten Jahren‹ wie man zu sagen pflegt… ich wußte von diesem Zwischenfall, der dein Leben bedrohen würde… nun muß ich aus meiner Sicht das beste daraus für dich machen. Du hast das Fieber überstanden – aber dein Weg in Kaphoons Grab ist noch nicht zu Ende für dich…«

Er fuhr zusammen. »Was… weißt du… darüber?« wunderte er sich. »Habe ich… im Fieberwahn… gesprochen?«

»Auch das… aber das allein war es nicht… Kaithal kennt die Zukunft… sie weiß vom Tod einer Welt, von der andere glauben, sie zum Zentrum der Macht des Bösen machen zu können… Keiner wird sie besitzen. Jeder Machtanspruch ist verwerflich… Kaithal weiß vom Tod eines Mannes, dessen Geburt erst noch bevorsteht. Und doch hast du dich – im Fieber – schon an seinen Tod erinnert. Kein Wunder! In deinem Unterbewußtsein liegen alle die Dinge verankert, die aus einem früheren Leben stammen, die nicht einfach abrufbar sind für dich. Aber sie sind wichtig, denn die Zeiten sind auf seltsame Weise untereinander verknüpft.

Hier, während meiner Behandlung unter der Einwirkung des Giftes, das dir fast den Tod gebracht hätte, hast du etwas geträumt. Du hast Kaphoons Grab gesehen. Dieses Grab ist in dieser Zeitebene mit dem Wiedererwachen der Soomans zu einem Kriterium auch für dich geworden…« Während sie mit ihm sprach, näherte er sich den toten Körpern des Manja und der Echse.

Der Manja zeigte schon deutlich Auflösungserscheinungen und schien langsam ein Teil der Luft zu werden. Die Augen aus dem hammerförmigen Kopf wurden dagegen fester und versteinerten.

»In fernen Tagen…«, fuhr Kaithal fort und bückte in unbestimmte Richtung, »… wird eine Dämonin in dieses Tal kommen, um den Schrein aufzusuchen, in dem Kaphoon liegt. Und an diesem Tag wird sich das Schicksal der fliegenden Stadt Gigantopolis erfüllen.«

Sie zeigte ihm die Vision, und Hellmark hatte das Gefühl, sein Fiebertraum gehe weiter…

Im Tal vor den Felsen sah er die Türme und Mauern von Gigantopolis. Weiter rechts waren die schimmernden Felsen, der Korridor, der zwischen ihnen hindurch und direkt auf Kaphoons Grab

führte!

Er erkannte den Ort genau wieder.

Dann forderte Kaithal ihn auf, den Blick zu wenden.

Ein riesiges, unüberschaubares Heer näherte sich von der anderen Seite des steinigen Tales.

Hunderttausende zu Fuß und zu Pferd! Menschen und Dämonen…

»Ein Bild, das in diesem Tal eines Tages Wirklichkeit sein wird… in der Zukunft… eine Zukunft, die für Gigantopolis und für dich schon begonnen hat, Björn Hellmark… Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit treffen irgendwo in der Unendlichkeit zusammen. Die Schicksalsfäden verknüpfen sich.

Das Schicksal scheint unabwendbar und ist doch ständig ein einziges Fließen…«, lauschte er ihrer Stimme weiter. »Wenn das gewaltige Dämonenheer durch das Tal der steinernen Zauberer kommt, um die Stadt zu übernehmen, kann das Erscheinen desjenigen, dessen Andenken nie beschmutzt wurde, den Untergang Gigantopolis' verhindern… Du kennst das Grab Kaphoons…, du hast es erblickt… schicke deinen suchenden Geist erneut aus in die ferne Zukunft, in die letzten Tage vor dem Untergang, um ›ihr‹ Schicksal zu besiegeln… Apokalyptas Schicksal, das mit dem deinen verbunden ist…«

»Wie kann ich nur mit meinem Willen in die Zukunft reisen?« murmelte er und meinte noch immer, im Fieber zu liegen.

»Im Tal der steinernen Zauberer… zwischen den Kristallfelsen… ist alles möglich… erinnerst du dich nicht daran? Nichts geschieht vergebens. Der Tod des Schwarzen Manja… bedeutet dein Leben… sieben Manja-Augen von einem einzigen Exemplar dieser Gattung! Damit werden Träume wahr, Björn Hellmark… du brauchst die Manja-Augen nur kreisförmig um dich herumzulegen – und deine Psyche wird die Reise in die Zukunft, in das Grab Kaphoons unternehmen… Das reicht, um Apokalyptas Teufelskreis zu durchbrechen…«

Er sammelte die Augen auf. Sie waren wie ungeschliffene Rubine und fühlten sich noch warm an.

Wie Kaithal es gesagt hatte, legte er sie im Kreis um sich herum hin.

Dann dachte er an das Grab, das in seinen Fieberträumen einen so wichtigen Stellenwert einnahm. Er merkte, daß etwas aus ihm trat, es war so ähnlich, als würde er seinen Doppelkörper entstehen lassen. Und doch war es ganz anders… Hellmark nahm Eindrücke wahr, die seine, Psyche von woanders herholte.

Aus der unmittelbaren Nähe des Grabes, aus dem Augenblick, den Kaithal ihm in prophetischer Vision gezeigt hatte.

Der Moment des Sturmes von Apokalyptas gespenstischem Heer auf die fliegende Stadt, die im Tal vor den Kristallfelsen lag…

*

»Wir müssen ihn suchen… und dann hierher zurückkehren. Oder ihr wird der Sieg gehören…« Shaloona unterbrach sich abrupt, als er etwas wahrnahm, das er offensichtlich nicht erwartet hatte.

Die durchsichtigen Wände waren wie riesige Panoramafenster, hinter denen das gesamte Tal lag.

Frei war auch der Blick auf Kaphoons Grab, den aus dem Fels herausgearbeiteten Schrein, in dem der von riesigen Kerzen flankierte Katafalk auf einem Altar stand.

Zwischen den Felsen war eine einsame Gestalt.

Groß, blond, braungebrannt…

»Björn!« entfuhr es Rani, er schloß unwillkürlich die Augen, preßte die Lider fest und öffnete sie wieder, weil er nicht glauben wollte, was er sah. Das Bild blieb…

Shaloona hielt den Atem an.

»Jemand hilft… jemand, den wir nicht in unser Kalkül mit einbezogen haben…«, klang es überrascht in den Hirnen der beiden Menschen auf. »Wir brauchen ihn nicht zu suchen… er ist gekommen… in eine Zeit, in die wir ihn erst hätten holen müssen… Beeile dich!« Diese Worte in seinem Bewußtsein schleuderte er der Gestalt vor dem Grab entgegen… »Schließe den Schicksalskreis! Geh' in das Grab…! Du allein kannst es, nur für dich wird sich die Grabplatte öffnen… du bist der einzige, der ohne Gewalt dort eindringen kann. Schnell, ehe Apokalypta und ihr Heer die Mauern der Stadt erstürmen .!«

Hellmarks Psyche, die die Reise durch die Zeit mit Hilfe der Magie der Manja-Augen und der ungewöhnlichen Atmosphäre zwischen den Kristallfelsen angetreten hatte, erfaßte die telepathische Botschaft und die ganze Tragweite dessen, was damit zusammenhing.

Apokalypta… der Sturm auf Gigantopolis… ihre endgültige, ewige Versklavung und Zugehörigkeit zur Welt der Finsternis, wenn er den entscheidenden Schritt nicht tat. Und es war in der Tat nur ein Schritt – mehr nicht.

Ein Schritt nach vorn… Damit leitete er ein, was eigentlich nicht sein konnte und doch Wirklichkeit wurde.

Zwei Welten begegneten sich, die der Vergangenheit und der Zukunft.

Kaphoon war tot, ein Teil seines Ichs, seiner Persönlichkeit, seines Körpers. Alles wurde wiedergeboren in dem Mann, der Björn Hellmark hieß.

Er selbst war körperlich nicht hier. Wie durch eine Droge unternahm seine Psyche die Reise.

Für sie war die tonnenschwere Kristallplatte durchlässig wie ein

Lufthauch.

Wilde Schreie erfüllten die Luft plötzlich wie Donnergrollen.

Das unheimliche Heer jagte heran.

Der Wettlauf mit der Zeit und dem Schicksal begann.

Die blonde, hochgewachsene, breitschultrige Gestalt vor der kristallklaren Grabplatte wandte kurz den Kopf.

Die Reiter waren erschreckend nahe gekommen. Würde der Schritt in das Grab allein genügen, um…

Die Ereignisse sprachen für sich.

Hellmarks Psyche tauchte ein wie ein Geist in die Stille eines Grabes, in dem er kurz vor dem Untergang Xantilons beigesetzt worden war.

Im gleichen Augenblick schienen die Räder des Schicksals und der Zeit still zu stehen.

Ein einziger, langgezogener Schrei ging durch die Massen. Und ein Sturm schien sie durcheinanderzuwirbeln. Die vordersten Reihen wurden förmlich in die Höhe getragen, als ob eine unsichtbare Meereswelle plötzlich aufsteigen und sie hinwegspülen würde. Menschen, Pferde und Reiter schwappten empor, ihre Formen zerflossen und wurden eins mit der Luft, die von bizarren Schatten erfüllt wurde.

Der Schrei verebbte, unheimliche Stille breitete sich aus, eine Stille, in der das Herz verlöschte wie eine Kerzenflamme.

Nichts mehr existierte…

Die steinerne Landschaft lag leer und verlassen vor Gigantopolis, und der Jubel, der durch die Hallen und Tempel der Soomans hallte und dem sich auch Rani und Danielle anschlossen, war unbeschreiblich…

*

Von all den Ereignissen, die sich in diesem Moment in einer anderen Zeit, im Xantilon vor dem Untergang abspielten, wußten Pamela Kilian und Alan Kennan nichts.

Sie wußten nur, daß das, was geschah, nicht mit rechten Dingen zuging und man ihm schnellstens nachgehen mußte.

Das Auftauchen des mörderischen Panthers und die Ankunft eines lebenden Toten namens Billy Sheridan, das alles waren Dinge, denen man auf den Grund gehen mußte.

Alan und Pamela waren sich einig.

Sie mußten Informationen sammeln und am Ball bleiben, um weitere unheimliche Vorfälle und vor allem das sinnlose Morden, das damit einherging, zu verhindern.

Daß das Auftauchen des untoten Billy Sheridan bereits weitere

Kreise gezogen hatte, ahnten sie dumpf. Doch ahnungslos waren sie, was die Person Marvin Cooners betraf, der seine neue Identität als Ronald Myers immer mehr zu genießen begann und in dieser Nacht nur darauf wartete, seinen verhaßten ehemaligen Vorgesetzten mit dem Grauen zu konfrontieren, das er nun bewirken konnte…

*

Einen letzten Eindruck nahm Björn noch aus dem Grab Kaphoons mit, einen Blick auf das stille, friedliche Gesicht des Toten. Er war sein Ebenbild, und an dem sanften, wissenden Lächeln las er ab, daß Kaphoon schon damals gewußt hatte, daß der Tod nicht endgültig sein würde…

Die Psyche Hellmarks verschwand aus dem Grab – und verband sich wieder mit seinem stofflichen Leib in einer anderen Zeit des Urkontinents Xantilon.

»Kaithal?« murmelte er, weil er eine Frage auf dem Herzen hatte.

Es erfolgte keine Antwort.

Kaithal, die ihn gesund gepflegt und den richtigen Weg gezeigt hatte, war verschwunden.

Der Zauber war vergangen.

Die Kraft, die seine Psyche benötigt hatte, um die Zeiten zu überspringen, war aus den Manja-Augen gekommen.

Eine Prophetie hatte sich erfüllt.

Er erhob sich.

Sein Blick suchte den Himmel ab, an dem sich der erste Schein der Morgenröte zeigte.

Ein neuer Tag brach an. Mit ihm tauchte Gigantopolis auf. Shaloona war in die tieferliegende Vergangenheit Xantilons zurückgekehrt, um den Mann aufzunehmen, dem er so viel zu verdanken hatte. Eine große Suche nach ihm war nicht mehr notwendig. Der Telepath Shaloona hatte durch Hellmarks zeitreisende Psyche Ort und Zeit entnommen.

Das Wiedersehen mit Rani und Danielle war eine einzige Begeisterung.

Noch immer aber fehlten Arson, der Mann mit der Silberhaut, und der Abenteurer Harry Carson.

Die Suche nach ihnen begann.

Um mehrere Wochen zeitlich in die Zukunft versetzt, entdeckten sie schließlich einen erschöpften Arson, der seit Tagen unterwegs war und ebenfalls verzweifelt Ausschau nach ihnen gehalten hatte.

Ergebnislos verlief die Suche nach Harry Carson.

Tag für Tag durchstreifte die Stadt auf der Plattform das rätselhafte und geheimnisumwitterte Land der Kristallfelsen und der steinernen

Zauberer, in dem sich noch Wunder ereigneten. Doch das Wunder, Harry zu finden, trat leider nicht ein. Er blieb verschollen.

»Vielleicht ist ihm auch etwas geglückt, was wir bisher vergebens versuchten«, sagte Hellmark nachdenklich, als die riesige Stadt sich unendlich langsam über die Bergrücken der Kristallfelsen schob und in wenigen hundert Metern Höhe über das Land schwebte.

»Er wußte, was wir suchen: einen Wasserfall, hinter dem der Fluß Skorokka liegt, der ins Land der Toten führt… Es wäre eine Möglichkeit, wieder auf ihn zu stoßen… Ob es nun um Harry oder Carminia geht, Freunde: Skorokka, der Fluß ins Totenland, ist unsere große Hoffnung… nur schade, daß Kaithal, die so viel weiß, hier keine genaueren Angaben gemacht hat. Aber wir sind bei den Kristallfelsen und im Land der steinernen Zauberer… eine Region, die voller Überraschungen steckt, und wo keiner von uns weiß, was die nächste Stunde bringen wird…«

Seine Worte waren noch nicht verebbt, da deutete Shaloona aus dem Fenster des Herrscherpalastes, in dem sie sich aufhielten.

»Ein Wasserfall!«

Sie waren in der südlichsten Spitze der Kristallfelsen angekommen.

Björn, Rani, Danielle und Arson stürzten ans Fenster.

Vor ihnen, zwischen den in allen Regenbogenfarben leuchtenden Felsen, lag eine Landschaft wie aus einem Bilderbuch.

Als Björn den rauschenden Wasserfall sah, der über die Felsen in die Tiefe stürzte, wußte er, daß das neue Abenteuer bereits begonnen hatte…

ENDE